



Hans Dieter Schaal

Auf der Suche nach verlorenen Paradiesen

256 S. mit 150 Abb., 210x247.5 mm, fest geb., deutsch
ISBN 978-3-86905-017-1
Euro 69.00, £ 59.90, US \$ 78.00

Daß die gesamte Kultur- und Technikgeschichte eine einzige, kontinuierliche Vertreibung der Menschen aus dem ursprünglichen, paradiesischen Naturzustand darstellen könnte, wurde bereits in der Bibel visionär beschrieben und mit allen positiven und negativen Folgen vorhergesagt. Jeder kennt die Geschichte von Adam und Eva, von ihrem »Sündenfall« und ihrer »Vertreibung aus dem Paradies«. Auch als Nichtchrist lohnt sich ein Blick auf den märchenhaft-mythischen Text des Alten Testaments, obwohl das Bild und der Vorgang unseren aktuellen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen total widersprechen.

Fast wäre man geneigt, anzunehmen, daß die Vorstellung eines Utopias allen Menschen angeboren ist und daß jeder Mensch mit seinem Werden, seiner Geburt, seiner Kindheit und seiner Erwachsenenzeit so etwas wie eine Genesis durchlebt. Er kommt unschuldig und hilflos zur Welt, wacht auf, schaut sich um, glaubt in Freiheit zu sein, lernt seine Zeit, seine Umgebung, sein Leben kennen. Die endgültige Vertreibung jedes Menschen aus dem Leben ist sein Tod. Er ist ein Zum-Tode-Verurteilter.

Schon immer war sich der Mensch trotz aller religiösen Verheißungen dieser Gegebenheit bewußt, auch der Tatsache, daß er nur dieses eine Leben hat und er letztlich nicht damit rechnen kann, daß es jenseits dieses Lebens etwas gibt, was man als »Erlösung«, als glückliche Rückkehr in den Garten Eden, bezeichnen könnte. Wie das Buch mit zahlreichen, in erster Linie europäischen Beispielen zeigt, ist die Geschichte des Menschen daher voller Bemühungen, hier und jetzt das verlorene Paradies, und sei das Ergebnis auch noch so fragwürdig, zurückzugewinnen.

Auf der Suche nach den verlorenen Paradiesen: eine etwas ungewöhnliche Geschichte des Menschen in seiner Beziehung zur Natur, gefolgt von einer Beschreibung des gegenwärtigen Zustands der Landschaftsplanung und der Gartengestaltung. Im dritten, abschließenden Teil des Buches entwickelt der Autor neue, seltsam surreale und poetische Konzepte der Naturbehandlung, inspiriert von Literatur, Film, Theater und Tourismus.

Hans Dieter Schaal, geboren 1943 in Ulm, ist Architekt, Landschaftsgestalter, Bühnenbildner und Ausstellungsgestalter. Seine Werke, von denen die Mehrzahl in der Edition Axel Menges veröffentlicht wurden, haben inzwischen ein Publikum weit über sein Heimatland hinaus gefunden. Der Autor lebt und arbeitet in einem Dorf der Nähe von Biberach an der Riß.

Auslieferungen

Brockhaus Commission
Kreidlerstraße 9
D-70806 Kornwestheim
Germany
tel. +49-7154-1327-24
fax +49-7154-1327-13
menges@brocom.de

Gazelle Book Services
White Cross Mills
Hightown
Lancaster LA1 4XS
United Kingdom
tel. +44-1524-68765
fax +44-1524-63232
sales@gazellebooks.co.uk

National Book Network
15200 NBN Way
Blue Ridge Summit, PA 17214
USA
tel. +1-800-4626420
fax +1-800-3384550
custserv@nbnbooks.com



Hans Dieter Schaal

Auf der Suche nach verlorenen Paradiesen

256 pp. with 150 illus., 210x247.5 mm, hard-cover, German
ISBN 978-3-86905-017-1
Euro 69.00, £ 59.90, US \$ 78.00

The fact that the entire history of culture and technology could represent a single, continuous expulsion of mankind from the original, paradise state of nature was already described visionarily in the Bible and predicted with all its positive and negative consequences. Everyone knows the story of Adam and Eve, of their »Fall« and their »Expulsion from Paradise«. Even as a non-Christian it is worth taking a look at the fairytale-like-mythic text of the Old Testament, although the picture and the process completely contradict our current scientific findings.

One would almost be inclined to assume that the idea of a primeval paradise is innate in all human beings and that every human being with his becoming, his birth, his childhood and his adulthood experiences something like a Genesis. He is born innocent and helpless, wakes up, looks around, believes to be free, gets to know his time, his surroundings, his life. The final expulsion of every human being from life is his death. He is sentenced to death.

Despite all religious promises, man has always been aware of this fact, also of the fact that he has only this one life and that he ultimately cannot count on the hope that beyond this life there is something that could be called »salvation«, a happy return to the Garden of Eden. As the book shows with numerous, primarily European examples, the history of man is therefore full of efforts to regain here and now the lost paradise, no matter how precarious the result may be.

In search of the lost paradeses: a somewhat unusual history of man in his relationship to nature, followed by a description of the current state of landscape planning and garden design. In the third, concluding part of the book, the author develops new, strangely surreal and poetic concepts of the treatment of nature, inspired by literature, film, theatre and tourism.

Hans Dieter Schaal, born in Ulm in 1943, is an architect, landscape architect, stage designer and exhibition designer. His works, the majority of which have been published by the Axel Menges Edition, have meanwhile reached an audience far beyond his homeland. The author lives and works in a village near Biberach an der Riss.

Distributors

Brockhaus Commission
Kreidlerstraße 9
D-70806 Kornwestheim
Germany
tel. +49-7154-1327-24
fax +49-7154-1327-13
menges@brocom.de

Gazelle Book Services
White Cross Mills
Hightown
Lancaster LA1 4XS
United Kingdom
tel. +44-1524-68765
fax +44-1524-63232
sales@gazellebooks.co.uk

National Book Network
15200 NBN Way
Blue Ridge Summit, PA 17214
USA
tel. +1-800-4626420
fax +1-800-3384550
custserv@nbnbooks.com

Hans Dieter Schaal

Auf der Suche nach verlorenen Paradiesen

ISBN 978-3-86905-017-1

5 7 8 0 0

069.00 Euro

059.90 £

078.00 US \$

9 783869 050171



Hans Dieter Schaal Verlorene Paradiese Menges

Auf der Suche nach den verlorenen Paradiesen: eine etwas ungewöhnliche Geschichte des Menschen in seiner Beziehung zur Natur, gefolgt von einer Beschreibung des gegenwärtigen Zustands der Landschaftsplanung und der Gartengestaltung. Im dritten, abschließenden Teil des Buches entwickelt der Autor neue, seltsam surreale und poetische Konzepte der Naturbehandlung, inspiriert von Literatur, Film, Theater und Tourismus.

Schon immer war sich der Mensch trotz aller religiösen Verheißungen dieser Gegebenheit bewußt, auch der Tatsache, daß er nur dieses eine Leben hat und er letztlich nicht damit rechnen kann, daß es jenseits dieses Lebens etwas gibt, was man als »Erlösung«, als glückliche Rückkehr in den Garten Eden, bezeichnen könnte. Wie das Buch mit zahlreichen, in erster Linie europäischen Beispielen zeigt, ist die Geschichte des Menschen daher voller Bemühungen, hier und jetzt das verlorene Paradies, und sei das Ergebnis auch noch so prekär, zurückzugewinnen.

Daß die gesamte Kultur- und Technikgeschichte eine einzige, kontinuierliche Vertreibung der Menschen aus dem ursprünglichen, paradiesischen Naturzustand darstellen könnte, wurde bereits in der Bibel visionär beschrieben und mit allen positiven und negativen Folgen vorhergesagt. Jeder kennt die Geschichte von Adam und Eva, von ihrem »Sündenfall« und ihrer »Vertreibung aus dem Paradies«. Auch als Nichtchrist lohnt sich ein Blick auf den märchenhaft-mythischen Text des Alten Testaments, obwohl das Bild und der Vorgang unseren aktuellen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen total widersprechen.

Fast wäre man geneigt, anzunehmen, daß die Vorstellung eines Urparadieses allen Menschen angeboren ist und daß jeder Mensch mit seinem Werden, seiner Geburt, seiner Kindheit und seiner Erwachsenenzeit so etwas wie eine Genesis durchlebt. Er kommt unschuldig und hilflos zur Welt, wacht auf, schaut sich um, glaubt in Freiheit zu sein, lernt seine Zeit, seine Umgebung, sein Leben kennen. Die endgültige Vertreibung jedes Menschen aus dem Leben ist sein Tod. Er ist ein Zum-Tode-Verurteilter.

Schon immer war sich der Mensch trotz aller religiösen Verheißungen dieser Gegebenheit bewußt, auch der Tatsache, daß er nur dieses eine Leben hat und er letztlich nicht damit rechnen kann, daß es jenseits dieses Lebens etwas gibt, was man als »Erlösung«, als glückliche Rückkehr in den Garten Eden, bezeichnen könnte. Wie das Buch mit zahlreichen, in erster Linie europäischen Beispielen zeigt, ist die Geschichte des Menschen daher voller Bemühungen, hier und jetzt das verlorene Paradies, und sei das Ergebnis auch noch so prekär, zurückzugewinnen.

Hans Dieter Schaal, geboren 1943 in Ulm, ist Architekt, Landschaftsgestalter, Bühnenbildner und Ausstellungsgestalter. Seine Werke, von denen die Mehrzahl in der Edition Axel Menges veröffentlicht wurden, haben inzwischen ein Publikum weit über sein Heimatland hinaus gefunden. Der Autor lebt und arbeitet in einem Dorf der Nähe von Biberach an der Riß.

Hans Dieter Schaal
**Auf der Suche nach
verlorenen Paradiesen**

Edition Axel Menges

8	Einführung
16	Die Garten- und Paradiesideale der Antike: Ägypten, Griechenland und Pompeji
22	Mittelalter: Klöster, Burgen und Städte
28	Renaissance: Rückbesinnung auf antike Idealfomulierungen. Villa d'Este in Tivoli und Sacro Bosco in Bomarzo. Dazu Giuseppe Arcimboldos surreale Übertreibungen der Mensch-Natur-Verschmelzungen
39	Joseph Furtenbach holt die antik-italienischen Hausgartenideale in die stadt-bürgerliche Realität Ulms
44	Versailles. Monarchische Architektur und Landschaftsgestaltung in einer bisher nie da gewesenen Verbindung von Erde, Natur, Landschaft, Geometrie, Mythos, Fiktion und Absolutismus
52	Keine Architektur-Garten-Schöpfung der Welt fand so viele Nachahmer wie Versailles: Herrenhäuser Gärten, Hannover, und fürstbischoflicher Garten in Veitshöchheim bei Würzburg als Beispiele
61	Jean-Jacques Rousseau und seine revolutionären »Zurück-zur-Natur«-Gedanken
68	Deutsche Antworten auf die französischen Befreiungsgedanken: Schloß und Garten von Schwetzingen und das Gartenreich von Wörlitz
80	Caspar David Friedrich und der veränderte Blick auf die Landschaft
85	Das 19. Jahrhundert. Aufbruch und Umbruch
93	Blickwechsel: die amerikanischen Naturphilosophen Ralph Waldo Emerson und Henry David Thoreau. Dazu John Muir, einer der Gründerväter der amerikanischen Nationalparks
99	Europäische Zusätzungen und Übertreibungen
108	Naturparadiessucher im Kunstbereich
121	Natur-, Garten- und Hausideale in Deutschland nach 1900
128	Kontrastprogramm: Natur, Landschaften und Paradiesideale der Surrealisten. Giorgio di Chirico. Louis Aragons <i>Pariser Landleben</i> und der Parc des Buttes-Chaumont in Paris. Salvador Dalí und der Mittelmeerstrand in Portlligat
136	Landschaften mit Paradies-Sehnsuchtstendenzen im Film: Von Arnold Fanck und Leni Riefenstahl bis zu den Westernlandschaften. Dazu deutsche Heimatfilme aus den 1950er und 1960er Jahren und einige moderne Beispiele
159	Ausstellung von Landschaften und Natur in Käfigen, Aquarien, Terrarien, Vitrinen, Vogelvolieren, Gewächshäusern und Gehegen. Naturkundemuseen, zoologische und botanische Gärten
162	Von Hippies und Land Art
171	Moderne, grünbewegte Kunst und Architektur in der Nachfolge Rousseaus
180	Landschaften, Städte, Parks, Gärten. Realität. Medien. Tourismusparadiese gegen Alltagsbanalitäten
208	Suche, Perspektiven, Vorschläge und Utopien. Gartenbilder. Gartenszenen. Gartenprogramme. Gartenhandlungen
251	Wo ist das Paradies geblieben?

© 2019 Edition Axel Menges, Stuttgart/London
ISBN 978-3-86905-017-1

Alle Rechte vorbehalten, besonders die der Übersetzung in andere Sprachen.

Druck und Bindearbeiten: Graspo CZ, a.s., Zlín,
Tschechische Republik

Lektorat: Dorothea Duwe, Verena Schaal
Design: Axel Menges



Einführung

Daß die gesamte Kultur- und Technikgeschichte eine einzige, kontinuierliche Vertreibung der Menschen aus dem ursprünglichen, paradiesischen Naturzustand darstellen könnte, wurde bereits in der Bibel visionär beschrieben und mit allen positiven und negativen Folgen vorhergesagt. Jeder kennt die Geschichte von Adam und Eva, von ihrem »Sündenfall« und ihrer »Vertreibung aus dem Paradies«. Auch als Nichtchrist lohnt sich ein Blick auf den märchenhaft-mythischen Text des Alten Testaments, obwohl das Bild und der Vorgang unsern aktuellen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen total widersprechen.

»Zur Zeit, als Gott, der Herr, Erde und Himmel machte, gab es auf der Erde noch keine Feldsträucher und wuchsen noch keine Feldpflanzen; denn Gott, der Herr, hatte es auf die Erde noch nicht regnen lassen und es gab noch keinen Menschen, der den Ackerboden bestellte, aber Feuchtigkeit stieg aus der Erde auf und tränkte die ganze Fläche des Ackerbodens.

Da formte Gott, der Herr, den Menschen aus Ackerboden und blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen.

Dann legte Gott der Herr, in Eden, im Osten, einen Garten an und setzte dort hin den Menschen, den er geformt hatte. Gott, der Herr, ließ aus dem Ackerboden allerlei Bäume wachsen, verlockend anzusehen und mit köstlichen Früchten, in der Mitte des Gartens aber den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse ...

Dann gebot Gott, der Herr, dem Menschen: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen, denn sobald du davon ißt, wirst du sterben ...«

Eva wird aus einer Rippe Adams erschaffen, und sie ist es, die jener Schlange glaubt, die zu ihr sagt: »Nein, ihr werdet nicht sterben. Gott weiß vielmehr: Sobald ihr davon eßt, gehen euch die Augen auf; ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse.«

Sie reicht Adam die Frucht, den »Apfel der Erkenntnis«, und das Unheil nimmt seinen Lauf. Gott vertreibt das Paar wütend aus dem Garten Eden und verurteilt es zum Leiden:

»Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden; von ihm bist du ja genommen. Denn Staub bist du, zum Staub mußt du zurück.«

Unzählige Wissenschaftler und Religionsgelehrte befaßten sich mit dieser Geschichte. Manche von ihnen versuchten, den realen Ort ausfindig zu machen, an dem das ursprüngliche »Paradies« gelegen haben mag. Offensichtlich wollten sie nicht wahrhaben, daß dieses biblische »Paradies« reine Fiktion sein könnte. Als Bild kommt es in fast allen Weltreligionen vor, auch bei den Muslimen.

Fast wäre man geneigt, anzunehmen, daß die Vorstellung eines Urparadieses allen Menschen angeboren ist und daß jeder Mensch mit seinem Werden, seiner Geburt, seiner Kindheit und seiner Erwachsenenzeit so etwas wie eine Genesis durchlebt. Jeder kommt unschuldig und hilflos zur Welt, jeder wacht auf, schaut sich um, glaubt in Freiheit zu sein, lernt seine Zeit, seine Umgebung, sein Leben kennen. Die endgültige Vertreibung jedes Menschen aus dem Leben ist sein Tod. Er ist ein Zum-Tode-Verurteilter.

Mit der Zunahme des allgemeinen Wissens über die Welt, die Natur, den Kosmos und mit der Entwicklung der Technik wuchs – ganz ketzerisch – der Drang, alte, märchenhaft-religiöse Geschichten als Lügen abzutöten. Jede naturwissenschaftliche Erkenntnis mehrte zwar unseren Wissensstand, damit unsere

S. 6/7

1. Hans Dieter Schaal, Studie zum Thema »Paradiessuche«, 2018.

2. Albrecht Dürer, *Adam und Eva*, 1504.
Albertina, Wien.



Bildung, führte jedoch zu einer erneuten Vertreibung. Zuerst betrachteten die Menschen die Erde als Zentrum des Universums, dann mußten sie lernen, daß wir, gemeinsam mit unserem Planeten, um die Sonne kreisen und nur eine winzige runde Kugel unter Milliarden anderer Kugeln in der Milchstraße und im gesamten Kosmos sind.

Daß die meisten Weltreligionen noch heute existieren und von Milliarden Menschen ernst genommen werden, ist ein gefährlicher, explosiver Zustand. Jeder Ketzer riskiert seine Verurteilung. Die Juden berufen sich ausschließlich auf das Alte Testament der Bibel (die fünf Bücher Mose: »Tora«). Mit Jesus Christus trat vor über 2000 Jahren ein Mensch auf, der nicht nur die Händler aus den Tempeln Jerusalems vertrieb und die jüdischen Schriftgelehrten kritisierte, sondern auch behauptete, Gottes Sohn zu sein. Deswegen sehen die Juden in ihm bis heute einen Lügner und Hochstapler. Gezielt riskierte er den Kreuzigungstod, um seine Wirkung zu vermehren. Die Juden glauben, daß ihr Messias irgendwann erst, in fernen Zeiten, die Erde betreten werde. Womöglich ein Außerirdischer?

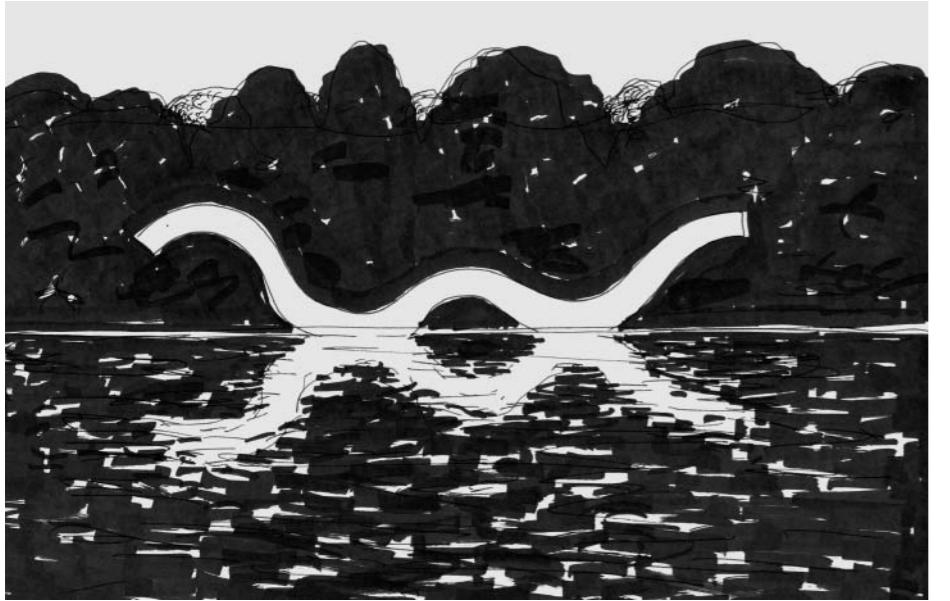
Das Geniale an der Idee von Jesus Christus war, daß er das hermetische, von einem gewissen Hochmut geprägte Judentum (»Wir sind das auserwählte Volk!«) für alle Menschen und damit für die ganze Welt öffnete. Seine zwölf Jünger begannen mit der Mission, die bis heute dazu geführt hat, daß aus dem Christentum die anhängerstärkste Weltreligion wurde. Im Judentum war und ist, auch im Gegensatz zu den Muslimen, die Mission tabu.

Durch Luther, den deutschen Reformator, wurden wieder unzählige Menschen aus ihrem alten katholischen, päpstlichen Glaubenshaus vertrieben. In den Jahrhunderten danach ging es Schlag auf Schlag weiter. Mit jeder naturwissenschaftlichen Aufdeckung, mit jedem Öffnen eines neuen Fensters, einer neuen Büchse der Pandora, folgte eine neue Vertreibung. Schließlich erreichte die Vertreibung aus den alten Träumen mit Einsteins Erkenntnissen, der Entdeckung der Atomkraft, der Raum- und Zeitkrümmung, der Schwarzen Löcher und mit den neuen Medien ihren Höhepunkt. Wissenschaftlich-offiziell wurden inzwischen alle Götter und Göttinnen exekutiert oder ins Privatmythologische abgedrängt. Jetzt hängen wir aufgeklärt, mit Wissen angefüllt (oder fähig, dieses Wissen aus dem Internet herunterzuladen und nachzulesen), heimat- und orientierungslos kopfunter im Weltall und hoffen, daß uns noch genügend Luft zum Atmen bleibt, daß die Schwerkraft nicht nachläßt und uns nicht zur Strafe unserer Hybris ins Weltall stürzen läßt. Diese Vertreibung wäre endgültig und ewig. Oder würde die Geschichte irgendwann aufs Neue beginnen?

Zurück zu Adam und Eva. Die Geschichte, egal ob Märchen, Fiktion oder nur fromme Religionswahrheit, birgt noch viel mehr Fragen und kulturgechichtlich interessante Antworten als zunächst vermutet.

Adam und Eva sollen – laut Bibel – die ersten Menschen auf der Erde gewesen sein. Als neugierige Bibelleser könnten wir heute ganz naiv fragen: Wie lebten die beiden wirklich? Wie wohnten sie? Besaßen sie eine Hütte oder ein Haus? Wie sah ihre Kleidung aus? Waren sie nackt wie afrikanische Ureinwohner? Was aßen sie? Was taten sie den liebenlangen Tag?

Ihre Lebensumgebung war die von Gott neugeschaffene Naturlandschaft. Der Schöpfer hatte Gräser, Büsche und Bäume gesät. Noch sah alles – wahrscheinlich – ganz harmlos, grün und blühend aus. Aber wie jeder Gartenbesitzer weiß: Schon nach wenigen Sommerwochen wuchert auch hier Unkraut und Urwald. Waren Adam und Eva als Gärtner tätig? Griffen sie pflegend ein, oder beobachtete der Schöpfer aus übergeordneter Perspektive sein wucherndes Werk bereits mit mürrischem Schrecken? Vielleicht blieb ihm am Ende nichts anderes übrig, als



seine beiden Geschöpfe zu vertreiben, damit sie nicht vom Urwald erdrückt und damit den Konstruktionsfehler der Schöpfung, das überbordende Zuviel, durchschauen würden.

Herrschte hier ewiger Frühling, ewiger Sommer oder ewiger Herbst? Noch gab es genügend Früchte zum Essen. Oder mußten sich Adam und Eva ein Speise-lager für magere Winterzeiten anlegen? Und wie verhielt sich das Paar gegenüber Tieren? Niemand kann sich vorstellen, daß die beiden ersten Menschen Tiere jagten, gar töteten und über dem Lagerfeuer rösteten. Demnach mußten sie Vegetarier gewesen sein.

War das »Paradies« auch ihr Haus, in dem sie die Nächte verbrachten? Schließen sie auf dem Boden, im Gras, auf weichem Moos oder in Baumnestern wie die Affen und Vögel? Brauchten sie keine Höhle oder Hütte, in die sie sich zurück-ziehen konnten? Von Architektur (der »Urhütte«) ist im Alten Testamente keine Rede. Ausschließlich vom »Garten Eden«! Und überhaupt: Wie sahen sie sich gegenseitig? Ohne Gefühle, ohne Liebe, ohne Sinnlichkeit?

Dazu paßt diese merkwürdige »Sündenfallgeschichte« mit Schlange, Apfel und anschließender Vertreibung aus dem Paradies. Darüber gibt es zahlreiche, sehr unterschiedliche Interpretationen. Wenn man den Vorgang symbolisch verschlüsselt sieht, könnte er – entschlüsselt – vom ersten Geschlechtsakt der Menschheitsgeschichte berichten.

Die sich nähernde Schlange wäre der Penis, das Hineinbeißen Adams in den Apfel das Eindringen in Evas Vagina. Erst damit beginnt die Entstehung der Menschheit, erst damit konnte sie beginnen. Bis heute hält die christliche Kirche am Glauben fest, daß dieser Geschlechtsakt eine Sünde, gar eine »Erbsünde« war, unter der wir, die Nachgeborenen Adams und Evas, zu leiden haben. Beide fanden offensichtlich Lust und Spaß an dem Vorgang, Gott wurde wütend und vertrieb das Paar aus dem Paradies. Schlußfolgerung: Die Sinnlichkeit gehört nicht in das biblische Paradies (im Gegensatz zum Koran-Paradies), sie muß draußen, vor den Toren in der freiwilden und gefährlichen Landschaft ausgelebt werden. Oder lag der Grundfehler der christlichen Religionsidee schlicht darin, daß dieser Gott (ein männlicher?) einsam war und keine Göttin zur eigenen Sinnenfreude

3, 4. Hans Dieter Schaal, Zeichnungen zu den Themen »Schlange« und »Apfel«, 2018.



neben sich hatte? Müssten wegen dieser mangelhaften Gott-Erfindung heute alle Priester zölibatär leben?

Es gibt noch eine weitere Sehweise auf diese Bibelgeschichte. Manche modernen Historiker, Anthropologen, Evolutionsbiologen und Literaturwissenschaftler nehmen die frühen Bibeltexte als Informationsquelle durchaus ernst. Sie gehen davon aus, daß zahlreiche unbekannte Autoren daran beteiligt waren und daß die einzelnen Geschichten auf wahren Vorgängen beruhen. Den im ersten Bibelkapitel, dem Buch Mose, beschriebenen Zustand der Menschen setzen sie gleich mit dem Nomadenleben unserer frühen Vorfahren auf dem Planeten Erde. Diese Menschen kannten noch keine eigenen Reviere, demnach auch keinen Privatbesitz. Sobald die Früchte abgeerntet, die Tiere gejagt waren und das Wetter schlecht wurde, zogen sie weiter. Ob es sich bei ihnen um reine Vegetarier oder gelegentliche Fleischesser handelte, kann niemand mit Sicherheit sagen.

In jedem Fall erlebten sie die Welt als frei verfügbare Landschaft. Das Vertreibungsproblem setzt, nach Meinung dieser modernen Nicht-Religionswissenschaftler, mit dem Beginn der Seßhaftigkeit ein. Sobald Menschen gewisse Reviere in Besitz nehmen, Erde umpflügen und Korn anbauen, sobald sie feste Häuser und Dörfer errichten, sobald sie Nutz- oder Schmuckgärten anlegen, sobald sie Kornlager oder andere Schätze sammeln, entsteht ein völlig neues, materialistisch-kapitalistisches Besitzerdenken. Das eigene, private Reich muß geschützt und verteidigt werden. Damit setzen Neid, Gier, Aggressionen und Verteidigungsstrategien ein. Die Kain-und-Abel-Geschichten nehmen ihren Lauf. Rivalitäten, Machtkämpfe, Überfälle und Kriege sind die Folge. Aus den kleinen, sehr flexiblen und reaktionsschnellen Wandersippen (ohne feste Häuser und Privatgärten) wurden größere Gemeinschaften, die sich abgrenzen mußten. Gesellschaftliche Hierarchiestrukturen und Berufsspezialisierungen entstanden, dazu das Priester-, Beamten- und Königtum. Gleichzeitig nahmen Krankheiten und Seuchen zu. Das enge Zusammenleben, der zwanglose Umgang mit Haustieren und Müll machten die neuen Siedlungs- und späteren Stadtbewohner besonders anfällig für Krankheiten und Seuchen. Die tödlichen Folgen werden in den einzelnen Bibelerzählungen ausführlich beschrieben.

Unter diesen Aspekten würde die Vertreibung aus dem Paradies im »Alten Testament« und in der jüdischen »Tora« genau jene Phase der Menschheitsgeschichte beschreiben, in der das Nomadentum endet und die Seßhaftigkeit beginnt. Gleichzeitig wurde auch der Monotheismus erfunden und mit aller Macht propagiert. Daß dieser neue und einzige Gott gleich auf den ersten Bibelseiten an seinem zweiten Schöpfungswerk, der Erfahrung von Mann und Frau, scheitert (weil sie nicht gehorchen und ihre Sinnlichkeit entdecken), spricht nicht unbedingt für ihn und seine angebliche Allmacht. Seine Wut wirkt durchaus menschlich. Neben der Vertreibung aus dem Paradies werden noch zahlreiche andere Strafen aufgezählt: »Sodom und Gomorra«, »Turmbau zu Babel« und die »Sintflut«. Großstädte können – laut »Turmbau-zu-Babel-Geschichte« – zum größten Fluch der menschlichen Zivilisation werden, der Größe und der verschiedenen Sprachen wegen. Die Katastrophen sind vorprogrammiert.

Der berühmte deutsche Soziologe Max Weber formulierte in der ersten Hälfte des 20.Jahrhunderts jenen Satz, an den noch heute die meisten seiner Wissenschaftskollegen glauben: »Die Aufgabe der Wissenschaften besteht darin, die Welt zu entzaubern.«

Glaubte er wirklich, daß Menschen ausschließlich in einer Welt aus beweisbaren Konstruktionen, Formeln, Gesetzen und wissenschaftlichen Erkenntnissen leben können und wollen? Müßten demnach alle Jahrtausende alten Religions-



5. Palmen auf Teneriffa. Photo: Hans Dieter Schaal, 2016.

vorstellungen und Paradiesträume auf den Müll geworfen oder ins Museum verbannt werden? Die Natur ist noch immer die gleiche, auch die Menschen haben sich nicht wirklich verändert. Ihre fortgeschrittene Macht ist inzwischen nur global, selbstherrlich und zerstörerisch geworden.

Die Folge: Wir alle sind heute Zerrissene und Gespaltene. Mit einer Hälfte unseres Wesens stecken wir fest im archaisch-romantischen Nebel von Schöpfungsmythen, Märchen, Paradiesverheißen und Happy-End-Hoffnungen, mit der anderen nehmen wir, übermütig und Wissen vortäuschend, teil an der Moderne mit all ihren Erkenntnissen, technischen Erfindungen, verführerischen Erleichterungen, Automatisierungen und medialen Künstlichkeit.

Sobald wir uns elementaren Naturgewalten oder Naturlandschaftszonen aussetzen, wie den Alpen, dem Meer, dem Urwald, der Wüste und dem ewigen Eis, wird uns bewußt, daß wir unser Leben nur als leichtgläubig-hochmütige Sieger über die Natur führen. Bei Gefahr durch Hitze, Dürre, Kälte, Gewitter mit Blitz und Donner, durch Regen, Schnee, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Stürme, Tsunamis oder gar Meteoreinschläge müssen wir erkennen, daß diese Naturkräfte weit übermächtiger sind und uns alle zu hilflosen Opfern degradieren. Bei dem wissenschaftlich berechneten und vorhergesagten Ende unseres Planetensystems wird uns der Kosmos in einigen Millionen Jahren verschlingen wie Staubkörner.

Erst derjenige, der sich auf das zurückbesinnt, was er in Wirklichkeit ist, nämlich ein winziges, vergängliches Naturprodukt im unendlich großen Weltall, kann sich vielleicht zu jener Bescheidenheit durchringen, die jeder Baum, jeder Wald, jede Wiese und jeder Garten vermittelt. Hier wirken Kräfte, auf die wir keinen direkten Einfluß haben.

Wie sanften Dompteuren ist es uns trotzdem möglich, in kleinen Bereichen die Wildheit der Natur zu zügeln und in Grenzen zu domestizieren. Jeder Garten und jeder Park legt davon Zeugnis ab. Wer ihn besucht, darin wohnt oder darin arbeitet, versteht die Natur besser als jeder Städter, dem diese Zonen fremd geworden sind, der sie als kopfhörerbewaffneter Jogger durchquert oder der gar in jedem herbstlichen Baumblatt, das auf den Boden gefallen ist, eine Verschmutzung sieht.

Welcher Bereich – gepflegter Garten oder Dschungel – eher das mögliche Erinnerungsfenster Richtung »Paradies« oder besser »verlorenes Paradies« öffnet, bleibt unklar. Jeder Betrachter und jeder Benutzer, jede Betrachterin und jede Benutzerin muß es subjektiv, für sich selbst entscheiden. Da es sich (wahrscheinlich) um Traumfiktionen handelt, kann es keine Objektivität geben.

Ich versuche nachfolgend an wenigen Beispielen diese menschlichen Zerrissenheiten, Vertreibungen, Hoffnungen, Träume und gärtnerischen Naturkunstdressuren quer durch die Jahrhunderte bis heute und darüber hinaus darzustellen und zu beschreiben. Vieles davon ist bekannt aus Gartengeschichtsbüchern oder durch eigene Reiserfahrungen. Die Auswahl geschah rein subjektiv und beruht – fast immer – auf eigenen Beobachtungen und Studien vor Ort.

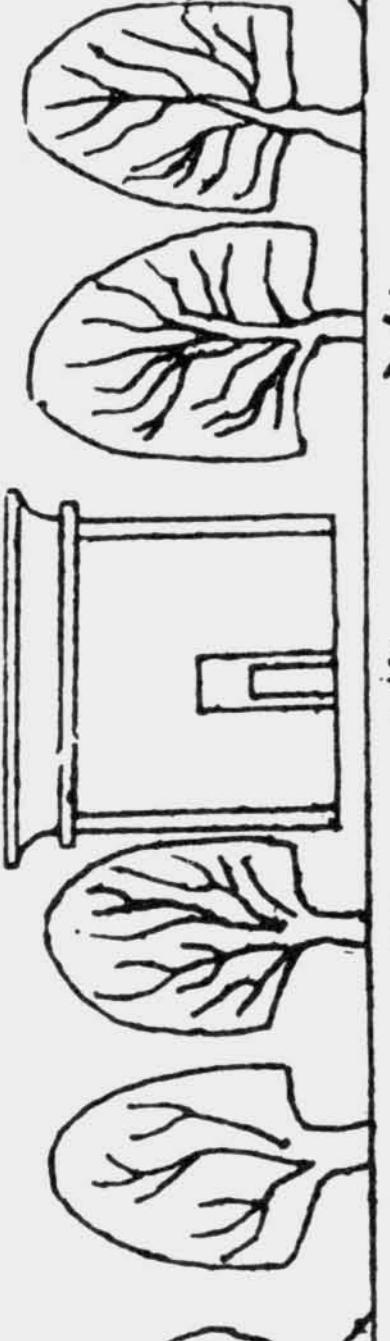
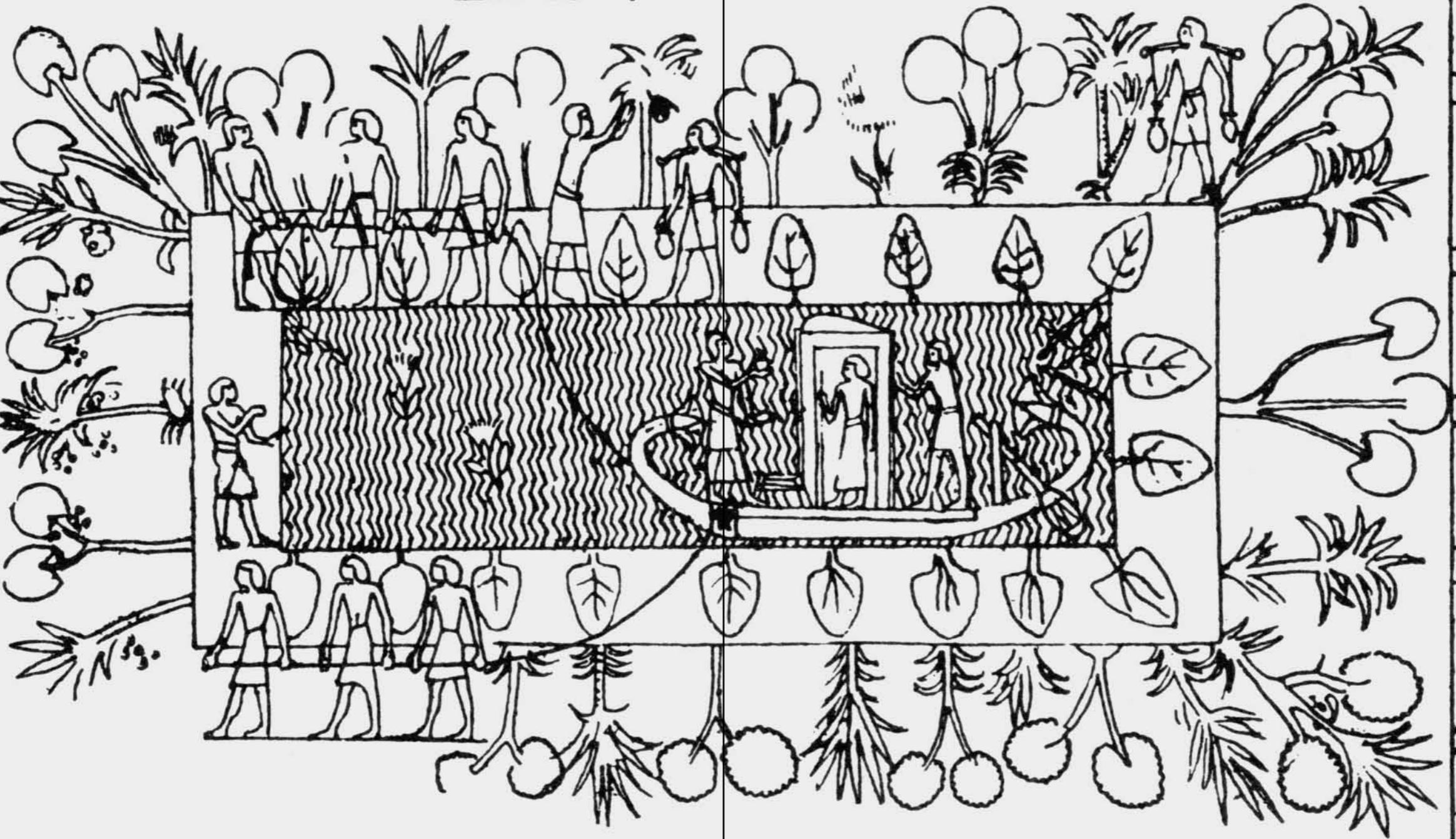
Da Gärten und Parks, im Gegensatz zur Architektur, lebendige Wesen sind, haben nur wenige historische Beispiele in authentischem Zustand überlebt. Jedes Jahr ändern sich ihre Erscheinungsbilder. Manchmal müssen Beschreibungsberichte mit Kupferstichen, Holzschnitten oder Radierungen aus der Entstehungszeit – etwa von Josef Furtenbachs Werken – genügen. Bei vielen historischen Gärten handelt es sich heute um Rekonstruktionen.

Obwohl Bäume, Pflanzen, Büsche und Blumen zu allen Zeiten gleich oder ähnlich aussahen (mit Ausnahme von manch einer Weiterzüchtung), unterscheiden sich die Hausgartenlösungen vor allem durch unterschiedliche Wegführungen und Inszenierungsbilder manchmal gravierend. Gewisse Grundformen und Grundmotive bleiben – je nach Klimazone und finanziellen Verhältnissen der Nutzer – konstant durch die Jahrhunderte. Wir werden sie anhand der nachfolgenden Beispiele einkreisen und dabei feststellen, daß ein gewisses Paradiesideal über allen Lösungen schwebt. Die Suche danach ist immer spürbar. Manchmal sind es große, dann wieder kleine Annäherungen, die – nach ihrer Vollendung – alle unter dem gleichen Problem leiden: Wenn sie nicht ständig gepflegt werden, sind sie – wie das Urparadies – bedroht durch Verwildering, Verdschungelung, Zerfall, Vandalenangriffe, Verkauf, Investorenjagd, Kriegsfolgen oder Vertreibungen. Kaum sind die pflegenden Bewohner aus ihren Paradiesannäherungen verschwunden, holt sich die gefräßige Natur ihren Besitz zurück. Urwald oder verwilderte Ruinen sind die letzten, nahezu unbetretbaren, manchmal auch gefährlichen Zustände und damit die unerbittlichen Wahrheiten der Natur. Vielleicht sollten wir darin die neuen, zukünftigen Paradiese sehen?

Heute, in unseren so demokratisch-freiheitlichen und kapitalistisch-egozentrischen Zeiten, hat sich der Begriff Paradies vom ursprünglich biblischen Bild emanzipiert, manchmal sogar Landschaft und Natur ganz aus dem Blick verloren. Wir werden in diesem Buch genauer auf diese Entwicklungen eingehen.

Jeder hat das Recht und die Möglichkeit (sofern er nicht einer radikalen Religionsgruppe angehört), sein Paradies anders zu definieren. Für den einen bedeutet Paradies ein Treffen im geheimen Liebesnest, für den anderen die Planung einer exotischen Urlaubsreise, für den Dritten die Betrachtung eines Films oder das Chatten im Internet. Manche begnügen sich bei ihrer Paradiessuche mit einem verträumten Tag auf ihrem kleinen, sommerlichen Balkon oder im eigenen Garten unter dem selbst gepflanzten Apfelbaum.

Der Satz des romantischen Dichters Novalis hat nichts von seiner Gültigkeit verloren: »Jeder geliebte Gegenstand ist der Mittelpunkt eines Paradieses.«



Die Garten- und Paradiesideale der Antike: Ägypten, Griechenland und Pompeji

Bevor wir auf konkrete Hausgartenbeispiele eingehen, zunächst ein Blick auf den Gesamtort des Geschehens: die Erde, eine um die Sonne kreisende Planetenkugel mit dem Durchmesser von 13 000 km. 71 % dieser Kugeloberfläche sind von Meeren bedeckt.

Bis heute hat noch keine Bohrsonde den Erdmittelpunkt erreicht. Alle Erdaufbaukenntnisse wurden durch seismische Messungen ermittelt. Als Kern vermuten Wissenschaftler eine flüssige, extrem schwere, dichte und heiße Kugel, die aus Eisen und Nickel besteht und von verschiedenen Mantelschalen umhüllt ist. Die Erdkruste, deren Oberfläche wir als Landschaften betrachten, ist nur 30 bis 40 km dick. Darüber spannt sich die bläulich schimmernde Schale der Atmosphäre, deren Grenzverlauf unscharf ist. Wissenschaftler gehen heute davon aus, daß in etwa 100 km Höhe der Anteil von Sauerstoff und Stickstoff nur noch sehr gering ist.

Die Beschäftigung der Menschen mit der Erdoberfläche – den Landschaften – beschränkte sich zunächst auf die äußerste Kruste. 1, 2 m Mutterboden genügten, dazu Wasser, Regen und Sonne. Erst im Laufe der Jahrtausende bohrten die Menschen tiefer (Brunnen, Bergwerke) und bestiegen Hügel oder gar Berge.

Ägypten

Man könnte in diesem Land – in der Antike wie heute – einen einzigen langgezogenen Garten sehen. Der Nil, einer der längsten Flüsse der Welt, bildet das zentrale Wasserbecken. Die alten Ägypter kannten die Nilquellen nicht. Dort, wo der Fluß – aus Äthiopien kommend – in ihr Reich eintritt, hat er schon eine stattliche Breite.

Die gesamte Besiedlung Ägyptens entwickelte sich während der Pharaonenzeit entlang dieser Wasserader, die zweimal im Jahr mit Überschwemmungen in angrenzende Landschaftszonen hinausgreift und damit auch dort für Fruchtbarkeit sorgt. Am Rand der fruchtbaren Zone beginnt auf beiden Seiten die Wüste, Richtung Westen die Wüste Sahara, Richtung Osten die Wüste Sinai.

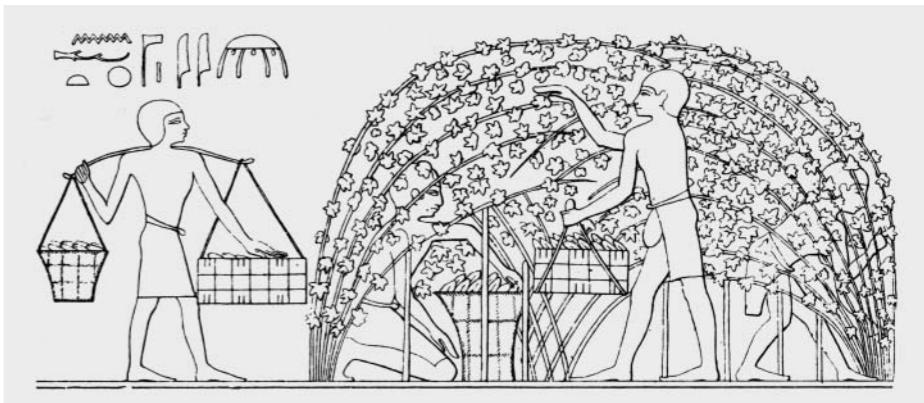
Genau an der Übergangszone zwischen Fruchtbarkeit und tödlich-heißer Leere stehen heute jene berühmten Pyramiden und Monumentaltempel, die alle dem übermächtigen Todeskult der Ägypter gewidmet waren. Ob sich tatsächlich einst rings um die Pyramiden von Sakkara und Gizeh bunte, blühende Gärten ausbreiteten, wie manche Archäologen vermuten und mit Ausgrabungsfunden zu beweisen glauben, ist heute kaum vorstellbar. Zu absolut ist die Konfrontationslinie zwischen Wüste und Niltal. Zu absolut das Bild der Pyramiden. Sie gehören für uns Heutige eindeutig mehr der Wüste an als dem grünen Niltal.

Die Menschenfeindlichkeit der Wüste besteht, neben der glühenden Hitze, vor allem in ihrer Wasserlosigkeit. Wer sich alleine – damals wie heute – in diese heiße, vegetationslose Landschaft hineinwagt, weiß, daß er nach wenigen Kilometern verloren sein kann. In flirrender, schattenloser Mittagshitze tauchen am Horizont verheißungsvolle Fata Morganen auf. Jeder verdurstende Orientierungslose bewegt sich, ohne es zu wollen, im Kreis. Wenn er nicht bald eine Oase erreicht, stirbt er und vertrocknet innerhalb weniger Stunden zur Mumie. Damit wird klar, daß in Wüstenregionen das Bild einer realen grünen Oase zur Paradiesvorstellung schlechthin werden kann. Kein Wunder, daß die Clan-Kämpfe und Kriege unter den Nomadenstämmen jener Gegend ausschließlich mit dem Ziel geführt wurden, Macht über die wenigen Wüstenoasen zu erhalten.

S. 14/15

6. Totenfeier im Garten des Rekhmara, nach *Mémoires publiés par les membres de la mission archéologique française au Caire* von Gaston Maspero u.a., E. Leroux, Paris, 1889.

7. Weinlaube in runder Form, Beni Hassan, nach Lepsius. Aus: *Geschichte der Gartenkunst* von Marie Luise Gothein, Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1926.



Über die Gärten in der Nilzone Ägyptens wissen wir sehr wenig. Kein einziger hat sich erhalten. Abbildungen davon tauchen in Grabinschriften, Grabbildern oder auf Tontafeln und Papyrusrollen auf. Gartenarchäologen graben heute weiter nach Spuren von Samen- und Wurzelresten. Über Gartenumfassungsmauern und Wasserkanäle wissen sie besser Bescheid.

Das Prinzip scheint überall gleich gewesen zu sein. Die mit Lehmziegeln ummauerte, dachlose Gartenzone war in Form eines Quadrates oder Rechtecks vor dem Wohnhaus angelegt. Gegliedert wurde die Fläche meistens von zwei sich in der Mitte kreuzenden Wegen. Jeder Wegarm deutete in eine der vier Himmelsrichtungen. Im Zentrum der Wegkreuzung stand kein »Lebensapfelbaum«, sondern ein Wasserbecken, gespeist von Nilwasser oder Regen. Symbolisch wurde damit dem Wasser die Bedeutung von Geburt, Leben und Erneuerung gegeben. Ähnliche Gartenbilder kommen in allen Kulturen der Welt vor.

Wie die vier Gartensegmente im alten Ägypten bepflanzt waren, blieb wohl dem Geschmack und dem gesellschaftlichen Stand des Hausherren und seiner Frau überlassen. Manche von ihnen neigten mehr zum Nutzgarten, andere waren an dekorativen Blumenfarben und Düften interessiert. Auch Palmen und Lorbeerbäume scheinen als natürliche Fruchtlieferanten und vor allem als Schattenspender sehr beliebt gewesen zu sein. Am häufigsten wurde in Ägypten die Sykomore, der Maulbeer-Feigenbaum, gepflanzt. Auf manchen Abbildungen ist zu erkennen, daß der Hausherr und sein Gärtner sogar Affen beim Pflücken der reifen Feigen eingesetzt haben.

Bekanntlich war den Altagyptern das Leben nach dem Tod wichtiger als ihr irdisches Dasein. Deswegen ist es auch nicht verwunderlich, daß der verstorbene Hausherr an seinem Lieblingsgartenplatz aufgebahrt und hier auf das jenseitige Leben vorbereitet werden wollte. Grabkünstler zeichneten mit Hieroglyphen und Bildandeutungen das zukünftige, aus dem Dieseits ins Jenseits verpflanzte Gartenreich an die Wände der Grabkammer.

Das Faszinierende an diesen Darstellungen ist für uns Heutige – neben all den zeitgeschichtlichen Informationen – der merkwürdige Umgang mit der Realität. Die ägyptischen Künstler ignorierten jede Art von Perspektive. Sie zeichneten Grundriß und Ansicht von Haus, Garten und Lebensszenen sehr vereinfacht und stilisiert in eine Ebene gepreßt – ohne Andeutung von Dreidimensionalität. Diese Art der Darstellung wirkt rituell-stilisiert, gleichzeitig sehr modern, manchmal sogar comichaft. Wir fühlen uns erinnert an Kinderbilder und Zeichnungen von Paul Klee.



8. Blick von der Akropolis auf das moderne Athen. Photo: Hans Dieter Schaal, 2014.

Griechenland: Epidavros

Über die Gartenkunst der antiken Griechen wissen wir noch viel weniger als über die der alten Ägypter. Die schwärmerisch-neidvollen Berichte damaliger griechischer Autoren über orientalische Gärten bezeugen die eigene Gartenarmut. Wir Heutigen betrachten vor allem die Tempel der Akropolis als architektonische Höhepunkte der griechischen Klassik. Gleichzeitig sind wir beim Besuch der erhabenen Götterburg, hoch über der modernen Stadt Athen, doch ziemlich befremdet. Auf dem schroffen Jurafelsplateau wächst kein einziger Baum, kein einziger Busch.

Das Griechenland der Antike wurde primär geprägt von »Stadtulturen«, manchmal mit burgähnlichem Charakter wie Mykene. Die Landschaft war das Gebiet der Hirten und Olivenbauern. Hafen und Meer gehörten den Fischern und den bewaffneten Schiffen.

Während die klassischen Tempel mit ihren mächtigen Säulen und Tympanondächern meist an exponierten Stellen steif und gravitätisch in den Himmel ragten, gelang es Architekten jener vorchristlichen Jahrhunderte auch einen Bautyp zu entwickeln, der sich in die Landschaft hineindunkt, ganz so, als wolle er sich verbergen. Ich spreche von den antiken Theatern. Sie haben zwar nichts mit Wohnen und Garten zu tun, gehören jedoch trotzdem in dieses Buch, weil sie auf ideale Weise Architektur mit Landschaft und Natur verbinden.

Schönstes Beispiel dafür ist das Theater von Epidavros. Erbaut wurde die Anlage als Weiterentwicklung einer älteren Kultstätte im 4. Jahrhundert vor Christus, wahrscheinlich entworfen von Polyklet. War das Heiligtum zunächst Apollo gewidmet, trat während des Theaterbaus Asklepius an seine Stelle. Es entstand eine Mischung aus Wallfahrts- und Erholungsort mit religiös-kultischen und medizinischen Angeboten. Während der sommerlichen Hauptveranstaltungstage wurden jeden Tag Theaterstücke aufgeführt. Die Darbietungen konnten stundenlang, manchmal von morgens bis tief in die Nacht hinein, andauern. Gäste aus ganz Griechenland wohnten in eigens dafür errichteten Gästehäusern.

Mit dem Untergang Griechenlands schließt auch der Kur- und Kultbetrieb von Epidavros ein. Im Lauf der Jahrhunderte wehte der Wind Staub und Erde über die Stufen des Theaters und ließ sie in der Landschaft verschwinden. Da wenig Bevöl-

kerung in der Umgebung wohnte, blieben die meisten Stufen unberührt an Ort und Stelle liegen. Nur die umliegenden Gebäude zerfielen und wurden als Steinbruch benutzt.

Jahrhundertelang schlummerte die Theatermulde, bedeckt von Erde und Gras, vor sich hin. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts begannen Archäologen, das Gelände zu untersuchen und freizulegen.

Wer heute das Theater von Epidavros als Garten- und Landschaftsfreund besucht, wird überwältigt sein von der Harmonie, die hier zwischen Architektur und Natur herrscht. Die freigelegten Sitzstufen des halbrunden, dachlosen Theaters sind so unauffällig in die peloponnesische Landschaft eingefügt, daß sie kaum als künstliche Zutaten empfunden werden. Wer sich auf eine der Stufen setzt, fühlt sich frei und geborgen zugleich. Ein Drittel des Kreissegments ist offen. Ursprünglich stand an dieser Stelle das steinerne Szenenhaus und verhinderte den freien Ausblick in die Landschaft. Die Konzentration sollte auf den zentralen Kreis am Boden des angedeuteten Kraters beschränkt werden. Dieses sandige Rund, für das alle griechischen Theater berühmt waren, wurde für damalige Zuschauer tagelang zum Mittelpunkt der Welt. Hier trat einst der Chor auf und skandierte die Texte der berühmten griechischen Dichter. Hier begegneten die menschlichen Zuschauer ihren Göttern und Göttinnen, hier vollzogen sich unerbittliche Schicksale.

Wie elementar das Epidavros-Erlebnis auch ohne klassische Theateraufführungen für Menschen im 20. Jahrhundert noch sein konnte, beschrieb Henry Miller in seinem legendären Griechenland-Buch *Der Koloß von Maroussi* aus dem Jahr 1941:

»Ich glaube, daß die großen Scharen, die die lange Wanderung nach Epidavros aus allen Winkeln der alten Welt her unternahmen, bereits geheilt waren, ehe sie eintrafen. Während ich in dem seltsam lautlosen Amphitheater saß, dachte ich an die lange und gewundene Fahrt, auf der ich schließlich zu diesem heilsamen Mittelpunkt des Friedens gelangte. Niemand hätte eine verworrenere Reise wählen können als ich. Über dreißig Jahre lang bin ich umhergeirrt wie in einem Labyrinth. Ich hatte jede Freude, jede Verzweiflung gekostet, aber ich hatte nie gewußt, was Friede ist ... Als ich das stille, in marmornes Licht gebadete innere Rund des Amphitheaters betrat, kam ich zu jenem Punkt, dem toten Mittelpunkt, von dem aus das leiseste Flüstern wie ein fröhlicher Vogel emporsteigt und über dem Kamm des niedrigen Hügels verschwindet, wie das Licht eines klaren Tages vor der schwarzen Nacht zurückweicht ... ein Ozean des Friedens lag vor mir.

Epidavros ist nur ein Symbol, die wahre Stätte liegt im Herzen, im Herzen eines jeden Menschen, er braucht nur hinzumachen und danach zu suchen. Jede Entdeckung ist geheimnisvoll, da sie enthüllt, was so überraschend unmittelbar ist, so nahe, und so lange und genauestens schon bekannt. Der Weise braucht nicht weiterzuwandern, nur der Narr sucht den Goldschatz am Ende des Regenbogens. Doch beiden ist vom Schicksal beschieden, einander zu begegnen und sich zu vereinen. Sie treffen sich im Herzen der Welt, wo Beginn und Ende des Weges ist. Sie treffen sich in der Erkenntnis und verschmelzen in der Transzendenz ihrer Rollen.«

Der Bautyp des Amphitheaters wurde von den Griechen oft wiederholt. Er ist in Delphi zu finden, in Argos und Pergamon, aber auch in Athen, am Fuß der Akropolis. Die römischen Eroberer waren so begeistert davon, daß sie Theater in der gleichen Form und in den verschiedensten Größen überall innerhalb ihrer neu eroberten Welt erbauen ließen. Eines der eindrucksvollsten Exemplare steht heute, nahezu vollständig erhalten, im israelischen Caesarea. Das Sensationelle an diesem Bau ist seine Öffnung zum Mittelmeer, Richtung Westen, also dem Sonnenuntergang zu. Die gewaltige Wasserfläche hätte als permanentes Bühnenbild – zwischen

Paradies und tragischem Untergang – benutzt werden können, wenn da nicht jenes Szenenhaus, das es heute (den Göttern des Gemetzels sei Dank!) nicht mehr gibt, den Blick versperrt hätte!

Pompeji-Villa mit Garten

So riesig das antike römische Reich auch war, hinterlassen hat es fast nur Ruinen. Wenige Bauten – Kolosseum und Pantheon in Rom – geben eine Ahnung davon, wie gewaltig die Macht und der Glanz gewesen sein müssen.

Zu unserem Themenbereich »Wohnen und Garten – auf der Suche nach dem verlorenen Paradies?« – hat sich nicht viel erhalten. Die meisten Kenntnisse darüber wurden von Archäologen aus Ruinen und aus den Texten berühmter Römer – wie Cicero oder Caesar – rekonstruiert. So weiß man, daß die bedeutenden Staatsmänner ihre Familienreichtümer fast alle über Landgüter außerhalb der Stadt Rom erwirtschaftet haben, daß sie dort manchmal wohnten, sich die meiste Zeit jedoch in ihren Stadthäusern aufhielten. Auch dort gab es Gärten, in verschiedenen Größen.

Die einfachen Römer mußten ihr Leben beengt in hohen, gartenlosen Mietshäusern verbringen. Zum eigenen Vergnügen legten sie kleine Fenstergärten an. Auf den Dachterrassen vieler dieser mehrgeschossigen Häuser soll es Gärten mit Kübelpflanzen und Kübelbäumen gegeben haben. Nicht viel anders als heute. Zum erholenden Zeitvertreib blieben die marmornen Kaiserforen mit ihren Treppen und Denkmälern, die riesigen Schwimmbäder mit Außen- und Innenbecken, die Theaterr und die öffentlichen Parks.

Wie eng der normale Wohnhaustyp der Römer im Grunde war, läßt sich gut in Herculaneum studieren. Die meisten der dortigen Stadthäuser waren nur zweigeschossig und völlig nach innen, einem kleinen Atriumshof zu, orientiert. Mit Fenstern nach außen wurde gespart. Alle Dächer waren so geneigt, daß Regenwasser nach innen, in eine Brunnenzisterne lief. Die Erschließung des ersten Obergeschosses erfolgte über eine offene Innenhoftreppe. Manchmal gab es auch einen kleinen Arkadengang als Flur-Ersatz,

Die meisten Innenhöfe waren mit Steinplatten versiegelt, so daß kein Platz für einen Baum oder gar einen Garten übrigblieb. An einigen Südwänden rankten Weinreben oder Kletterrosen empor.

Unsere Hauptinformationsquelle über römische Wohnhäuser und Gärten liegt nicht im so oft und gründlich zerstörten Rom, sondern – neben Herculaneum – in Pompeji. Wenn es den Vulkanausbruch des Vesuvs im Jahr 79 nach Christus nicht gegeben hätte, wüßten wir heute noch viel weniger über römisch-antike Alltags-, Wohn- und Gartenkultur. Obwohl viele Menschen nach den ersten Eruptionen des Vesuvs noch versuchten, aus der Stadt am Golf von Neapel zu fliehen, war es für die meisten von ihnen längst zu spät. Die ungeheuren Mengen von glühender Asche, die großen Lavabrocken und giftige Gase, die aus dem Krater herausgeschleudert wurden, brachten ihnen den Tod. Nach wenigen Stunden war die gesamte Stadt unter einer bis zu 25 m hohen Schicht aus Vulkanasche begraben.

Viele Jahrhunderte danach herrschte Schweigen. Niemand schien sich mehr für die verschwundene Stadt Pompeji zu interessieren.

Verschüttet, aufgegeben, vergessen.

Schäfer trieben ihre Herden über die harmlos aussehende Landschaft, und Reisende ahnten nicht, auf welchem Friedhof sie hier wanderten oder mit ihrer Kutsche fuhren.

9. Wohnraum in einem Haus des antiken Pompeji. Archäologen und Restauratoren nahmen die Wandmalereien aus dem Originalhaus ab und rekonstruierten damit einen Wohnraum mit Gartenmotiven in der Ausstellung *Pompeji wiederentdeckt*, Galerie der Stadt Stuttgart, 1993. Photo: Peter Horn.



Dann plötzlich, zu Beginn des 18. Jahrhunderts, begannen sich einzelne Raubgräber daran zu erinnern. Winckelmann und seine Anhänger wurden hellhörig und machten sich auf die Suche nach der verschollenen antiken Stadt. Das allgemeine Interesse war geweckt. Mitte des 18. Jahrhunderts setzten systematische Ausgrabungsarbeiten ein, und nach den ersten Ruinen- und Skulpturenfunden stieg der Ort zu einer europaweit bekannten archäologischen Attraktion auf. Viele berühmte Reisende machten sich auf den Weg nach Pompeji, darunter auch Johann Wolfgang von Goethe und Wolfgang Amadeus Mozart.

Heute gehört die erst teilweise ausgegrabene Stadt Pompeji noch immer zu den sensationellsten Ausgrabungsstätten der Erde. Zum Ruhm haben nicht nur die ausgegrabenen Häuser, Straßen, Tempel, Plätze, Theater und Kunstgegenstände beigetragen, sondern auch die zahlreichen menschlichen Gipsabgüsse, die von den Sterbenden und Toten angefertigt wurden. Ihre verwesten Körper hatten Hohlräume in der Lavamasse hinterlassen.

Konzentrieren wir uns auf das Thema »Haus und Garten«.

In Pompeji wurde, je nach finanziellen Verhältnissen der Bewohner, der alte ägyptisch-griechische Haustyp mit introvertiertem Garten in allen Größen variiert. Da die meisten Hausanlagen wie Reihenhäuser dicht aneinanderstanden, besaßen sie oft nur eine Straßenfassade. Hier lag der Zugang. Fenster nach außen wurden vermieden. In manche Straßenfassaden waren Verkaufstände oder Läden eingelassen.

Die einfacheren Häuser beschränkten sich, wie in Herculaneum, nur auf ein kleines Atrium, als Ort des Luft-, Licht- und Regeneinfalls. Besaß der Hausherr mehr Geld, schloß sich ein rechteckiger Peristylgarten an. Alle Zimmer wendeten sich diesen rechteckigen Innenhöfen und säulenumstandenen Innenhofgärten zu.

Anfangs wurden sie als Brunnenhöfe, Nutzgärten oder Haine mit Oliven- oder Obstbäumen angelegt. Mit der Zunahme des Wohlstands neigten die Bewohner dazu, ihre Nutzgärten in Schau- und Lustgärten umzugestalten. Im Gegensatz zu den Ägyptern, Orientalen und Griechen spielten die religiös-kultischen Aspekte nur eine äußerlich-dekorative Rolle (wenn überhaupt).

Wer das Haus betreten hatte, stieß als erstes auf einen großen, quergestellten Marmortisch mit Obstschalen und Dekorationsfiguren aus Stein oder Bronze. Ein flaches Zisternenbecken mit Regenwasser ergänzte das schattige Bild, einschließlich Himmels- und Wolkenspiegelungen. Im zweiten, hinteren Peristylgarten überwogen im Jahrhundert nach Christi Geburt ebenfalls die Dekorationselemente. Es gab, neben einem zweiten Brunnenbecken mit Wasserkaskade oder kleinem Wasserfall, niedrige Zierrabatten, gepflanzte oder mit Steinen ausgelegte Ornamente. Der erhöhte Wasserbedarf für die Brunnenspiele (natürlich auch zum Waschen und Trinken) wurde über Aquädukte aus den Bergen nach Pompeji geleitet.

Bäume waren selten. Der Säulengang rings um das geometrisierte Gartenbild spendete genügend Schatten zum Ruhen, Plaudern oder Essen. In aufwendigeren Anlagen treppete sich – wie im Hause der Vettier – das Gartenschaubild zum Abschluß hin mit Marmorstufen und diversen Sockeln in die Höhe. Darauf standen griechische Fund- und Beutestücke wie Säulenstücke, Marmorfiguren nackter Götter und Göttinnen, Nymphen, Faune, Amoretten, dazu Gänse und Delphine. Alle Gartenbildkompositionen hatten etwas Inszeniert-Theatralisches. Man wollte in der gemauerten, nach innen tendierenden Stadt das Außen der Landschaft als etwas Schönes und Harmloses anwesend machen.

Um die Leere der Wände innerhalb der schattig-düsteren Zimmer zu bekämpfen und die Raumwirkungen mit fiktiven Fernblicken zu verzaubern, liebten die wohlhabenden Pompejaner gemalte Wandfresken. Zu sehen waren darauf (wie frühes Kino oder Fernsehen): weinblattberankte Lauben, sommerlich-grüne Bäume, bunte Blumen, reife Äpfel und Birnen, Vögel und blauer Himmel. Manchmal durften Künstler Räume mit leichten, filigranen Scheinarchitekturen malerisch erweitern. Gerahmte Bilder zum Aufhängen gehörten damals noch nicht zum Alltag.

Waren die Hausbewohner in ihrer Lebensführung und Paradiesvorstellung sehr irdisch-sinnlich eingestellt, ließen sie erotische Szenen dazwischenmalen. Ob diese teilweise sehr deftig-eindeutigen Sexszenen tatsächlich verbreitet waren oder nur in pompejanischen Bordellen zur Animation dienten, kann niemand genau sagen.

Mittelalter: Klöster, Burgen, Städte

Auf der »Suche nach den verlorenen Paradiesen« waren die Menschen in den vom Christentum geprägten mittelalterlichen Zeiten besonders aktiv. Bibel, Klöster, Predigten, Gebete und alle Kirchenbauten gaben einen Vorgeschmack auf die zukünf-

tigen Paradiese im Jenseits. In den bunten Glasfenstern der nach Osten ausgerichteten gotischen Chöre vermischten sich biblische Märchenerzählungen mit Versprechungen und Visionen. Die manchmal riesigen, kreisrunden Rosettenfenster an den Westfassaden rundeten – vom Kircheninneren aus gesehen – das Weltbild zu einer harmonisch geschlossenen Einheit aus Schöpfung, Gott, Jesus, Maria, Welt, Natur und Jenseits ab. Ein Zweifel am posthumen Auferstehungsglück im himmlischen Paradies war – nach gottgefälliger Lebensführung – kaum möglich.

Zum Thema »Wohnideale in Verbindung mit Landschaft und Natur«, einschließlich Paradies-Anklängen, haben die mittelalterlichen Klöster (neben den Burgen) am meisten beigetragen. Entstanden ist die Idee der abgeschiedenen, ganz der Religion gewidmeten Lebensform aus der Tradition christlich-koptischer Eremiten in Ägypten und Palästina. Vorbild dafür waren bettelnde Wanderprediger und Jesus Christus selbst mit seinen zwölf Jüngern. Allerdings baute der jüdische Reformator und Religionsgründer selbst nie eine Kirche oder ein Kloster (dafür fehlten ihm Geld, Bauwillen und Lebenszeit). Er behauptete stets, daß der Natur-Ort (eine Wiege, ein Fluß, ein See, ein Baum, ein Fels), an dem er predigte, durch seine Worte zur Kirche geworden sei. Manches »Wunder« verklärte den Natur-Ort zu einem »Heiligtum«.

Als Glaubenzentrum hatte sich für die christlich-katholische Kirche nicht etwa Jerusalem oder Konstantinopel, sondern Rom mit dem Vatikan etabliert. Damit übernahm der Papst als Petrusnachfolger symbolisch auch den Anspruch auf Welterrschaft von den einst so mächtigen römischen Kaisern. Alle Katholiken, alle Priester, Mönche und Nonnen mußten ihn, den Papst, neben Jesus, Maria und Gott, als irdischen Stellvertreter Gottes anerkennen. Von nun an galt die lateinische Sprache (damit das Altrömische) als allgemeine Umgangs- und Schriftsprache innerhalb des Klerus.

In den Klöstern lebten Männergemeinschaften, deren Mitglieder – die Mönche – sich enthaltsam, ohne Frauen und Kinder, in freien Landschaften oder in Städten ansiedelten. Nicht immer funktionierte die unnatürliche Selbstdasteitung. In manche Klöster brach der banale Alltag mit seinen »normalen Sünden« ein, mit Sinnenleben und alkoholisierten Ausschweifungen. Verlotterungen des Klosterlebens führten zu radikalen Reformen und Neugründungen. Es waren vor allem die Benediktiner, die mit ihrem Grundsatz »Ora et labora« die Maßstäbe in lebensnähere Regionen verschoben. Als dann auch noch Frauen Klostergemeinschaften gründen durften, wurden – neben Gottesdienst, Beten, streng-karger Lebensführung, täglicher Arbeit im Garten und auf dem Feld –, zunehmend soziale Tätigkeiten wie Volksbildung (Klosteschulen), Mission, Armenfürsorge und Krankenpflege im Klosteralltag wichtig.

Trotzdem ist es – auch im Rückblick – rätselhaft, daß über 1000 Jahre lang – von etwa 500 bis 1500 – die christlich-katholische Kirche nahezu absolute Macht über die Lebens-, Kunst- und Kulturideale der Menschen in Europa und darüber hinaus ausüben konnte. Jeder Gläubige mußte sich den Dogmen der christlich-katholischen Kirche unterwerfen und war zum »Dienen« verurteilt. Widerspruch wurde nicht geduldet und als Ketzertum verurteilt.

Der Hauptgrund für diese Gedanken- und Weltbild-Diktatur lag in der Tatsache begründet, daß die meisten Menschen des Mittelalters weder lesen, schreiben noch rechnen konnten. Die Bibel, mit Altem und Neuem Testament, war das alleingültige Buch. Alle Interpretationen der einzelnen Erzählungen, Gleichnisse, Prophetien, Verbote, Gebote, Drohungen und Belohnungsversprechungen, waren das Privileg der Pfarrer, Priester, Mönche und Nonnen. Nur der Klerus war gebildet, die übrige Gesellschaft blieb – mit Ausnahme der Ritter, Adligen, Fürsten, Könige, später

auch der Handwerker und Künstler – zum Analphabetentum verurteilt. In den Klöstern gab es Schriftgelehrte, Wissenschaftler, Schreiber, Kopisten, Buchkünstler und vor allem: Bibliotheken und Bibliothekare. Daß dort, neben den religiösen Büchern auch antik-klassische und damit heidnische Autoren mit Buchabschriften vertreten waren, blieb den meisten Menschen, die außerhalb der Klöster lebten, unbekannt.

Das enorme geistige, handwerkliche und religiös-politische Potential der Klöster und ihrer Bewohner wurde zudem von den weltlichen Herren, den Adligen und Königen, genutzt. Sie förderten die Mission und damit die Gründung von Klöstern in ihren Ländern und Städten, aber auch in den neu eroberten oder hinzugewonnenen östlichen und nördlichen Gebieten Europas.

Jedes Kloster strebte – wenn notwendig – nach autarkem Leben und besaß deswegen innerhalb der Klostermauern, neben Werkstätten für alle Gewerke, auch Nutzgärten, Felder, Obstwiesen, Fischteiche, Bäche mit Mühlen und Brunnen. Außerdem boten die Klöster Übernachtungsmöglichkeiten für Fremde an. Nicht nur Kleriker und Mönche, jeder Reisende konnte sich am Tor beim Bruder Pförtner melden und wurde, nach Genehmigung durch den Abt, ins Gästehaus geführt. Gastfreundschaft war ein christliches Gebot.

In fast allen historischen Gartenabhandlungen wird der »Klosterplan von Sankt Gallen« aus der Zeit um 800 nach Christus als Hauptauskunftsquelle für die ideale Klosteranlage dargestellt. Manche Autoren sprechen sogar davon, daß es sich bei diesem Dokument, das heute in der Klosterbibliothek Sankt Gallen aufbewahrt wird, um die erste erhaltene Architekturplanzeichnung der Mensheitsgeschichte handelt. Offensichtlich sind alle Entwurfskonzepte aus den Zeiten davor – aus Ägypten, Griechenland, Rom, China und Südamerika – nicht mehr aufzufinden und verlorengegangen. Oder wurden sie einst nur flüchtig in den Sand gekritzelt und als Geheimwissen danach wieder ausgelöscht?

Der Sankt-Gallen-Plan ist mehr ein schematisches Idealkonstrukt, in dem zwar alle Funktionsbereiche bis hin zu den Pflanzsorten genau vermerkt und beschriftet sind, aber schon allein durch das Fehlen jeglicher Wasserquelle oder eines Flusses, erkennt man die gewisse Weltfremdheit des Zeichners, der im Zisterzienserkloster auf der Insel Reichenau gelebt hat. Für ihn war ringsum Wasser in so großer Menge vorhanden, daß er dessen Vorhandensein als eine Selbstverständlichkeit angesehen hat.

Im Mittelpunkt des Sankt-Gallen-Plans steht, wie in jedem Kloster, die Kirche. Daran schließen sich der Klostergang (Kreuzgang) und die diversen Funktionsbereiche (Schlafen, Essen, Beten) der Mönche an. Es gibt abgeschlossene, nur den Mönchen zugängliche Zonen, und es gibt halb öffentliche Zonen, für Laienbrüder und Besucher. Die Gärten sind reine Funktionsbereiche. Selbst das Säen von Blumen galt dem klerikalen Nutzen. Man benötigte die bunten Blüten, um den Altar zu schmücken. Ein Kräutergarten war der Krankenstation zugeordnet, da aus Pflanzen, Blüten und Wurzeln Medikamente gewonnen wurden. Sogar ein eigener Arzt lebte im Kloster. Die Koppelung eines Obstbaumhains mit der Funktion der Totenbeisetzung wirkt ungewöhnlich. In manchen Klöstern wurde diese Garten-Friedhofsidee übernommen, irgendwann jedoch – wegen der Hygiene oder der makabren Vorstellung, mit den geernteten Äpfeln oder Birnen einen Teil der Verwesenden zu essen? – wieder aufgegeben.

Im Kloster Reichenau verfaßte ein sehr gebildeter Mönch namens Walahfrid Strabo um 840 n.Chr. eines der berühmtesten mittelalterlichen Gartenbücher: *Liber de cultura hortorum* (Buch über den Anbau der Gärten). Wahrscheinlich beschrieb er darin sein Leben und Wirken im Kräuter- und Gemüsegarten seines Hausklosters

auf der Bodenseeinsel. Schon im einführenden Kapitel wird klar, daß er ein allgemeines Gartenlehrbuch für seine Mitmönche und weltlichen Zeitgenossen im Sinn hatte:

»Unter sehr vielen Zeichen des ruhigen Lebens ist es nicht das geringste, wenn sich einer der Kunst von Paestum weicht und es versteht, die sorgsame Gartenpflege des garstigen Gottes Priapus zu üben. Denn wie auch immer dein Landbesitz geartet ist, mag der Boden schlecht sein und von Sand und Kies starren, oder mag er aus fetter, feuchter Erde schwere Früchte hervorbringen, mag er hoch auf ragenden Hügeln liegen oder, leicht zu bearbeiten, im ebenen Feld, oder mag er mit Steilhang und Graben sich sperren, nie weigert er sich, die Früchte einheimischer Pflanzen zu tragen, wenn nur deine Sorgfalt nicht in lähmender Trägheit ermattet und du dich nicht in törichtem Leichtsinn gewöhnst, die Schätze des Gärtners zu mißachten, dich auch nicht scheust, die schwieligen Hände in scharfer Luft sich bräunen zu lassen, und dich nicht davor drückst, Mist aus vollen Körben auf dürres Erdreich zu streuen ...«

Walahfrid Strabo ist übrigens mit 40 Jahren in der Loire ertrunken. Schwimmen konnten die wenigsten Mönche.

In Europa hat sich kein einziger Klostergarten im Originalzustand erhalten. Nur das Kloster Maulbronn bei Pforzheim gilt heute als nahezu originalgetreue mittelalterliche Klosteranlage nördlich der Alpen – soweit es die Architekturen betrifft. Wer das Kloster, in dem auch einige Szenen des Films *Im Namen der Rose* gedreht worden sind, besucht, erkennt schnell die Ähnlichkeit mit einer mittelalterlichen Stadt. Gesichert durch Mauern, Gräben, Wasserflächen und Zugbrücken könnte es sich auch um eine Burg oder eine kleine Burgstadt handeln. Im Inneren gab und gibt es – neben den kirchlichen – auch alle weltlich-städtischen Einrichtungen wie im Sankt-Gallen-Plan vorgeschlagen: Kirche, Klostergang, Brunnenhaus, Dormitorium, Refektorium, Platz, Herberge, Bäckerei, Apotheke, Küferei, Speicherhäuser, Schlosserei, Marstall, Abtsgebäude (Klosterverwaltung, Rathaus), Bach, Mühle und diverse Gartenzonen.

Wer zu mittelalterlichen Zeiten im Kloster Maulbronn lebte, mußte schon sehr abgehärtet gewesen sein, denn nur ein einziger Raum innerhalb der gesamten Anlage konnte damals beheizt werden.

Am Beispiel von Maulbronn läßt sich auch gut studieren, daß Klöster durch Stiftungen und Erbvorgänge zu kleinen Ländern, mit Leibeigenen, Dörfern, Kleinstädten, Wältern und Feldern, heranwachsen konnten: Zeitweise dehnte sich der Klosterbesitz 25 km in Nord-Süd-Richtung und 15 km in Ost-West-Richtung aus.

Im Gegensatz zu mittelalterlichen Burgen und Städten fehlte in den Klöstern eine eigene militärische Bewaffnung. Deswegen waren diese Anlagen im Fall einer feindlichen Bedrohung auf Soldaten der jeweiligen Landesherren und Könige angewiesen. In Kriegs- und Notzeiten gehörten Klosterplünderungen und -zerstörungen zum Alltag. Daran läßt sich leicht erkennen, daß es nicht einfach ist, irdische Paradiese mit Funktionsaufgaben durch schwierige Zeiten zu bringen. Marodierende Soldaten kümmern sich wenig um Jenseitsbezüge, sie wollen ganz irdisch und mit grober Gewalt ihren Hunger und Durst stillen.

Wer heute die evangelische Klosterkirche betreten will, durchquert zunächst eine gotische Vorhalle. Sie gehört mit dem Brunnenhaus am Klostergang zu den berühmtesten Architekturen Maulbronn. Für uns ist sie deswegen besonders interessant, weil sie »Paradies« genannt wird. Derartige Paradies-Vorhallen gibt es an vielen gotischen Kirchen. Jeder Ankommende sollte hier zunächst, bevor er die Portaltür öffnet und in das Kirchenschiff eintritt, an die Genesis-Geschichte und an den Sündenfall Adams und Evas erinnert werden. Natürlich auch an das Beloh-

nungsreich im Jenseits: das wiedergewonnene Paradies! Eine genaue Bildauskunft darüber, wie man sich diesen himmlischen Lotteriegewinn vorstellen muß, wird hier nicht gegeben. Die letzte Deckenbemalung aus dem Jahr 1522 ist im Laufe der Jahrhunderte abgefallen.

Das Besondere der Halle besteht darin, daß ihre gotische Fensterstruktur unverglast ist. Man fühlt sich wie in einem breiten und hohen, mit Spitzbogen überwölbten Arkadengang, einer Loggia, vielleicht auch wie unter einem gotisierten Triumphbogen, drinnen und draußen zugleich. Vor den Fenstern breitet sich der zentrale steinerne »Stadtplatz« des Klosters aus.

Der zweite wichtige Ort in Maulbronn ist der Klostergang (Kreuzgang). Wie bei vielen ähnlichen Bauten dieser Art ist die Tradition, in der dieser Gartenhof-Typ steht, schnell zu erkennen: eine direkte Weiterentwicklung klassischer, meist quadratischer Peristilhöfe und -gärten. Aus den Säulen sind jetzt romanische oder gotische Bögen geworden.

Die meisten Innenbereiche (Innenhofgärten) der Klostergänge waren nur wenig bepflanzt. Entweder wurde die Fläche gepflastert oder von Rasen bedeckt. Manchmal gliedert ein Wegkreuz die flache Wiese. Im Kreuzungspunkt steht ein Brunnen, ein Baum (etwa ein immergrüner Wacholder) oder ein Steinkreuz – mit oder ohne Christusfigur. Da die Klostergänge einst nur dem kontemplativ-kreisenden Gehen der Mönche dienten, war die Konzentration wichtiger als die Ablenkung durch eine dekorativ-florale Ausschmückung der Gartenfläche. Passend zur Jenseitsorientierung der Mönche lag es nahe, aus den Kreuzgängen auch Friedhöfe zu machen. Steinerne, inzwischen durch viele Schuhe und Schritte abgewetzte Grabplatten, unter denen die Skelette einstiger Äbte liegen, bedecken Fußböden und Wände. Auch in den Seitenwänden und in der Innenhof-Wiese wurde bestattet.

Alle Kreuzgänge wenden sich von der Welt ab. Nur der Himmel wird als kosmisches Bild geduldet. Die angedeuteten, introvertierten »Naturräume« sind durch Mauern, Kirchen- und Hauswände gesichert. Mauern bringen Sicherheit. Gleichzeitig führen sie dazu, daß alles Leben begrenzt, kaserniert und eingesperrt gelebt werden muß. Sicherheitsgefühle und Gefangenseinsängste liegen dicht beieinander. Alle mittelalterlichen Mauern von Klöstern, Kirchhöfen, Burgen und Städten erzählen bildhaft davon, daß Landschaften außerhalb der Mauern als irdische Ablenkungs- und Gefahrenzonen betrachtet wurden. Nur Jäger, Soldaten und bewaffnete Kaufleute wagten sich hinaus ins Freie und genossen vielleicht ab und zu die wilden Schönheiten der Natur.

Neben Burgherren und Burgfräuleins, Mönchen und Nonnen wurden vor allem Mütter mit ihren Kindern hinter Mauern, Zäunen und dornigen Hecken (als Vorform des modernen Stacheldrahts) versteckt. Dieses Motiv mit seinen fragwürdigen Paradies-Anklängen war bei Malern christlicher Altarbilder sehr beliebt und verbreitet. Zum berühmtesten Gemälde dieser Art aus der Zeit des späten Mittelalters stieg Martin Schongauers *Madonna im Rosenhag* (1473) auf. Es kann heute – nach abenteuerlicher Diebstahlserfahrung, Renovierung und medialer Sicherung – am ursprünglichen Aufstellungsort in der Colmarer Stiftskirche Saint Martin bewundert werden.

Schon allein die Maße des beschnittenen Altarbildes – 200 x 115 cm – mit überlebensgroßer Madonna sind ungewöhnlich. Jahrhunderte vor den vegetativ-wuchernden Motiven der Jugendstilkünstler haben hier ein Maler und ein Ornamentenschneider das Bild einer Rosen-Gartenlaube mit Mutter und Kind so formuliert, als wären stachlige Äste, Blätter und Blüten lebendig und würden über das Gemälde hinaus in den Rahmen und den Kirchenraum hinein weiterwachsen. Irgendwann ist diese Madonna mit ihrem Kind vielleicht hinter einem chaoti-

10. Martin Schongauer, *Madonna im Rosenhag*, 1473, Stiftskirche Saint Martin, Colmar.



schen Gewirr aus Rosenzweigen ganz verschwunden. Eingesponnen, weltverloren, unauffindbar.

In Wirklichkeit liegt alles offen wie auf einer hell beleuchteten Theaterbühne. Zu sehen ist eine streng-glückliche junge Frau auf einer Gartenbank, gehüllt in ein faltenreiches, ihren ganzen Körper bedeckendes, rotes Kleid. Sie hält in ihrem linken, angewinkelten Arm ihr nacktes Kind, von dem jeder Gläubige weiß, daß es sich dabei um den jungen Jesus Christus handelt.

Trotz der alltäglich-liebevollen Verschmelzung von Mutter und Kind fällt die Gesichtsabweitung der beiden voneinander auf. Die Frau blickt, von ihr aus gesehen, nach rechts, das Christuskind nach links. Beide scheinen von fremden Geräuschen, vielleicht auftauchenden Vögeln, Haustieren oder Engeln, abgelenkt. Der Gesichtsausdruck der Mutter zeigt eine merkwürdige Mischung aus Gelassenheit, Ruhe, Zufriedenheit, mütterlichem Glück, Sicherheit, aber auch aus einer Portion Gelangweiltsein und Genervtheit. Das Kind ist – wie wir ahnen – durchaus in der Lage, zu quengeln, zu plappern und sich neugierig im Garten unter großer Verletzungsgefahr zu bewegen.

Schongauer überhöhte die alltägliche Banalität der Szene mit der Farbe Gold. Der goldene Heiligenschein um den Marienkopf und das dünne, goldene Strahlen um den Kinderkopf bringen überirdisches Leuchten in den angedeuteten Naturraum. Auch der gesamte Hintergrund des Bildes ist in der oberen Hälfte bedeckt mit überirdischem, völlig unrealistischem, ikonenhaft-tiefenlosem, goldenem Himmel. Zwei in der Goldluft schwebende Engel halten eine Krone über Marias Kopf. Im Gold des Himmels unter dem Rundbogenrahmen erkennt man bei genauer Betrachtung ein goldenes Engelsorchester. Vielleicht sind es die für uns unhörbaren, himmlischen Musik- und Gesangsklänge, erzeugt von diesen kleinen Musikerinnen, die unsere Mutter-Kind-Gruppe aufhorchen lassen.

So grandios die Hervorbringungen der christlichen Maler, Bildhauer und Architekten im Mittelalter waren, so dürtig sind die realen Garten- und Park-Hinterlassenschaften. Heutige Rekonstruktionsversuche von Klostergärten (und Burgärten) beschränken sich meist auf Gewürz- und Arzneimittel-Pflanzungen.

Einige länger existierende »Gartenanlagen« waren die »Gottesäcker«, die Friedhöfe rings um Kloster- und Dorfkirchen (sofern sie nicht aus hygienischen Gründen in den nachfolgenden Jahrhunderten aufgelöst wurden). Überall sind auf den Grabsteinen, neben Namen, Lebensdaten und Beruf, grausam Gekreuzigte oder eingemeißelte Bibelzitate zu sehen. Jedes Leben wurde als Passion betrachtet. Das Christentum entpuppt sich an dieser Stelle als lebensfeindliche, todes- und leidenssüchtige Religion. Auch das Muttersymbol der »Jungfrau Maria« degradiert die Welt der körperlichen Sinnenfreuden und damit das Prinzip der Naturwelt als gefährlich-peinliche »Sünde«.

Deswegen kann man sagen: Christliche Gärten Richtung paradiesisch-naturverherrlichende »Zier- und Lustgärten« gab es während des Mittelalters nie, weder in den Klöstern noch bei den Dorf- und Wallfahrtskirchen, weder bei Kathedralen noch bei städtisch-bürgerlichen Wohnhäusern.

Einige Vorahnungen davon, wie jenes »wiedergefundene Anfangsparadies« einmal aussehen könnte, boten tatsächlich nur die gotischen Fensterbilder. die alten wie die neuen. Man denke an Chartres, an Notre Dame in Paris, an die Besserer Kapelle im Ulmer Münster oder an die modernen Fensterschöpfungen von Marc Chagall und Georges Rouault.

Auch ein aktueller Gartenversuch, in dem Bibeltexte und Natur eine interessante Einheit bilden, sollte erwähnt werden. Er findet sich in den »Gärten der Welt« in Berlin-Marzahn. 2011 wurde er nach einem Entwurf von relais Landschaftsarchi-

tekten, Berlin, errichtet und gepflanzt. Ein stilisierter, in der Wiese versenkter, quadratischer Klosterkreuzgang ohne Kloster. Der Wandelgang wurde aus waagrecht verlaufenden Bibeltexten geformt und gebaut. Große, vergoldete Aluminiumbuchstaben bilden die filigran-transparenten Konstruktionen von Seitenwänden und Decken. Man kann durch die Zwischenräume der ausgestanzten Bibelbotschaften die grünen Wände ringsum und den Himmel sehen.

Renaissance: Rückbesinnung auf antike Idealformulierungen. Villa d'Este in Tivoli und Sacro Bosco in Bomarzo. Dazu Giuseppe Arcimboldos surreale Übertreibungen der Mensch-Natur-Verschmelzungen

Während der Renaissance lichtete sich die düstere, mit bunten Glasfenstern und paradiesischen Jenseitsversprechen verklärte Zeit des europäischen Mittelalters. Der Niedergang christlicher Alleinherrschaft war nicht mehr aufzuhalten. Viele Künstler, fragende und forschende Mönche, neugierige Erfinder, Humanisten und Reformatoren haben daran mitgearbeitet. Ein wesentlicher Beitrag stammte von Johannes Gutenberg. Ihm gelang es, Mitte des 15. Jahrhunderts in Mainz die Technik des Buchdrucks mit dem Guß metallischer Buchstaben und damit der Möglichkeit eines »frei« gestalteten Layouts zu verbessern, manche Historiker sagen sogar: zu erfinden. Eine »Medienrevolution«, wie sie die Menschheit bisher noch nicht erlebt hatte, brach über die Welt herein.

Gewisse Bewege, wie etwa der Kirchenreformator Martin Luther und sein Mitstreiter Philipp Melanchthon, nutzten die Technik zum Druck Tausender von Bibeln und damit zu protestantischen Propagandazwecken. Auch Albrecht Dürer nahm mit seinen Holzschnitten (damit einer älteren Druckmethode) am Aufschwung der neuen Technik teil. Auf allen großen Messen der Reformationszeit konnten seine vervielfältigten Bibellustrationen gekauft werden.

Schluß mit Goldgrund und surreal-märchenhaften Religionsbehauptungen. Von nun an wurden die Fenster geöffnet, Fernblicke und Perspektiven entdeckt. Naturlandschaften, einschließlich Bäume, Pflanzen, Tiere und menschliche Körper wurden genauer untersucht und dargestellt. Dürer aquarellierte Grashalme, Hasen, Vogelflügel und Hände so exakt wie ein moderner Photograph. Leonardo da Vinci ging noch weiter, besuchte nachts die Anatomie der Universität von Florenz und studierte sezierend und zeichnend die dort liegenden Leichen. Er wollte den Verlauf und die Form jeder Ader, jedes Nervs, jeder Sehne, jedes Muskels und jedes Organs genau kennenlernen. In seinen wenigen Ölgemälden, etwa der weltberühmten *Mona Lisa*, ist davon allerdings wenig zu sehen. Sein dunstig-unscharfes Schönheitsideal verbirgt die »Maschine Mensch« mit all ihren blutigen Details unter sinnlich-weicher Haut im warmen, verklärenden Sonnenuntergangslicht mit italienischer Landschaft in der Ferne.

Statt symbolischem Goldgrund malten die Künstler jener Zeit hinter ihren Kreuzigungen, Marien und Porträts jetzt alle den Blick in genau konstruierte Innenräume oder in freie Landschaften mit Bäumen, Hügeln, Felsen und Stadt-andeutungen. Wer die Perspektive als geometrische Wissenschaft neu gefunden hat, ist umstritten. Manche Historiker vermuten Brunelleschi, andere Masaccio. Gelehrte Bücher darüber verfaßten Alberti und Dürer. Mit ihren Erkenntnissen wurde klar, daß Realität, in den Städten wie in der Natur, mit all ihren senkrechten, waagrechten und krummen Flächen, mit ihren Gleichzeitigkeiten und Parallelitäten, vom menschlichen Auge nicht wahrgenommen werden kann.

Körper verkleinern sich in der subjektiv erlebten Raumtiefe. Jeder Blick ist eine fiktive Verzerrung, eine subjektive Stilisierung der Realität. Fluchtpunkte gibt es – damals wie heute – nur in unseren Gehirnen und Vorstellungen.

Wahrscheinlich funktioniert unser Gehirn deswegen auf allen Gebieten perspektivisch und zielorientiert. Die angebliche Wahrnehmung von Gleichzeitigkeit und Parallelität der Ereignisse, die heute im medialen Computer-Zeitalter möglich scheint, übersteigt unser angeborenes Lebens- und Weltgefühl.

In der Zeit um 1500 begannen in Rom (und nicht in Pompeji) neugierige Forscher – Künstler, Architekten, Schriftsteller und Ganoven – Wiesen und Erdhügel zu öffnen und nach antiken Resten und Kunstwerken zu suchen. Man verlor die bisherige Abneigung gegenüber antiken Ruinen, Trümmern und Scherben. Die Päpste begeisterten sich genauso für neu entdeckte Skulpturen, Reliefs, Säulen und Marmorplatten wie Michelangelo und Bramante. Im Vatikan wurden Buchbände antiker Autoren aus den Regalen genommen, abgestaubt und unter neuen Gesichtspunkten gelesen. Architektur, Platz- und Gartengestaltung erhielten – neben klassischen Geschichten, vorchristlichen Erzählungen und Bildern – wieder eine ganz neue Bedeutung und Wichtigkeit unter Adligen, Kardinälen, Päpsten, Äbten, Königen und Kaufleuten.

Trotzdem täuscht das Wort »Renaissance« eine reine Rückwärtsbewegung vor. Man könnte genauso von einer »Vorwärtsbewegung« mit antiken Anregungen und Erinnerungen sprechen. Nach dem Erwachen aus den dunklen, teilweise mystischen Zeiten des Mittelalters wollten die kulturinteressierten Menschen wieder eine realistischere körperliche Schönheit wahrnehmen und Sinnlichkeit genießen. Daß nördlich der Alpen gleichzeitig eine Reformation, die eigentlich eine Revolution gegen Rom war, ausbrach, entsetzte die Kurie und die katholische Führungsschicht nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa. Alle spürten, daß damit die Einheit der katholischen Kirche gefährdet war und der Papst – im Falle des Sieges der Reformation – seine christlich-monarchische Allmacht verlieren würde. Einen Teil davon hatte er bereits an die byzantinisch-orthodoxen Christengemeinden im Osten, mit Konstantinopel als Glaubenshauptstadt, abgeben müssen.

Während im Norden Kriege zwischen Protestanten und Katholiken ausbrachen, inszenierten die Päpste eine Gegenreformation. Mit den Jesuiten fanden sie hochgebildete und scharfzüngige Mitkämpfer. Sie sorgten dafür, daß zu katholischen Propagandazwecken – neben radikaler Strenge und Inquisition – manieristisch-barocke Glanzleistungen auf dem Gebiet der Kunst, Architektur, Gartengestaltung und des Theaters beauftragt und finanziert wurden. Die Protestanten des Nordens erwiesen sich dagegen im Laufe der nachfolgenden Jahrzehnte und Jahrhunderte eher als bilderkritisch, kunst- und architekturskeptisch. Ihr Interesse galt mehr den Wissenschaften, der Aufklärung und damit der Vernunft. Alle großen Dom- und Münsterbauhütten wurden als katholische Ableger Roms mit der Reformation aufgelöst. Viele Kirchen blieben unvollendet. Bürgerliche Mäzene für Kunst und Architektur gab es nur noch wenige. Dafür geltungs- und repräsentationssüchtige Monarchen und Kaufleute, wie zu allen Zeiten.

Hauptauftraggeber der neuen Gestaltungsideen der Renaissance in Italien waren der römische Vatikan, die Kardinäle und die fürstlichen oder neureichen Familien in Florenz, Mantua, Neapel und Mailand. Die vatikanischen Bau- und Kunsttätigkeiten erreichten im 16. und 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Raffael war hier als Maler tätig, Michelangelo als Bildhauer, Maler und Architekt. Bramante entwarf, neben dem Petersdom, mit dem Belvedere in den vatikanischen

Gärten jenes Motiv, das zukünftig in vielen Villen und Villengärten zitiert und weiterentwickelt wurde.

Schluß mit introvertierten Kloster-Kreuzgängen und Stadtvillen mit schattig-düsteren Innenhöfen. Das Freie lockte, der Fernblick, einschließlich üppiger, wenn auch gezähmter Natur. Im Vatikan freilich hielt sich der Fernblick des Belvederes noch in Grenzen. Trotzdem entstanden aus rein praktischen Gründen – die vorhandenen Höhenversprünge mußten überspielt und ebene Zugangswege zwischen den einzelnen Gebäuden geschaffen werden – Terrassen, Treppen, Rampen und eben: Belvederes.

In den meisten Gartengeschichten werden an dieser Stelle die Gartenanlagen der Villa Lante bei Bagnaia und der Villa Aldobrandini bei Frascati dargestellt. Wunderbare Orte mit geometrisch gestalteter und beschnittener Natur, mit Wasserbecken, Springbrunnen und vor allem: mit zentralen Wegachsen. Von nun an wollten die Schloß- und Gartenbesitzer (wie im alten Rom) einen klaren, geordneten Blick über ihr eigenes, selbst geschaffenes geometrisiertes Naturbild genießen. Die gebaute Perspektive mit Weglinien, die sich im weit entfernten Fluchtpunkt zu vereinigen schienen, wurde als Eroberungs- und Besitzstrategie eingesetzt. Wer auf der Schloß- oder Villenterrasse wie ein militärischer Feldherr stand, fühlte sich als siegreicher Dompteur und damit Bezwinger des drohenden Naturchaos. Er hatte mit Gärtnern als »Natur-Soldaten« eine siegreiche Kriegsschlacht geführt und war jetzt Herrscher über die Landschaft. Daß es sich bei dieser privaten Neudefinition von »irdischem Paradies« um einen winzigen Ausschnitt der Weltoberfläche handelte, wurde verdrängt.

Auf einen nicht ganz so berühmten Künstlernamen stößt man während der italienischen Renaissance in Zusammenhang mit Gartenanlagen immer wieder: Es ist der von Pirro Ligorio. Er stammte aus Neapel und lebte von 1514 bis 1583. Sein Werk ist bis heute noch nicht vollständig erforscht. Seit über 20 Jahren arbeiten Archäologen und Kunsthistoriker daran, seine Bücher, Schriften, Zeichnungen und Entwürfe in insgesamt 24 Bänden herauszugeben.

Wie es seiner Zeit entsprach betätigte sich Ligorio auf vielen Gebieten – als Archäologe, Historiker, Forscher, Ausgräber, Rekonstrukteur, Antiquar, Maler, Architekt und Gartenarchitekt, ein typischer Renaissance-Universalkünstler. Im Gegensatz zu Michelangelo und Leonardo schuf er allerdings keine legendär berühmten Gemälde. Auch seine Zeichnungen beschäftigen sich mehr mit Ausgrabungsfunden als mit visionären Gebäude- und Gartenentwürfen. Wirklich gesichert ist manches Werk und manche Zuschreibung noch nicht.

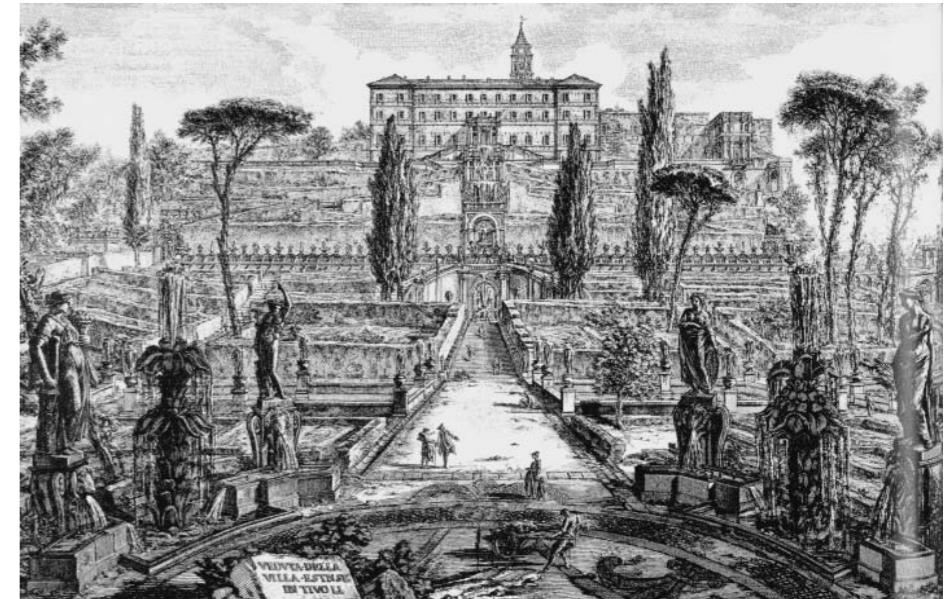
Sein Name wird zum ersten Mal in Zusammenhang mit dem »Nymphäum« in der römischen Villa Giulia erwähnt. Eigentlich wollte ich diesen Gebäude- und Gartenkomplex von Giacomo Barozzi da Vignola, in der heute das Etruskische Museum untergebracht ist, hier näher vorstellen, aber ich konzentriere mich nachfolgend auf meine Lieblingsanlage, die Villa d'Este in Tivoli, bei der Ligorio nachweislich für alles verantwortlich war: das Gebäude, die Gärten und vor allem die Wasser- und Brunnenanlagen.

Auch in Zusammenhang mit dem Sacro Bosco in Bomarzo bei Viterbo wird Ligrios Name häufig erwähnt.

Wer den berühmten Villa-d'Este-Kupferstich von Etienne Dupérac aus dem 16. Jahrhundert betrachtet, würde sich am liebsten in eine ähnliche Vogelflugposition begeben. Kein Problem heute mit Ballon, Flugzeug oder Hubschrauber. Auch mit einem Drohnenflug ließe sich der Blick von oben ebenso problemlos herbeizaubern. Erstaunlich, wieviel Phantasie und Vorstellungskraft Künstler des 16. Jahrhunderts ohne jede Flugmöglichkeit besaßen! Auch wenn

11. Villa d'Este, Tivoli. Fischteiche mit Wasserspielen, Postkarte, 1976.

12. Giovanni Battista Piranesi, »Veduta della Villa Estense in Tivoli«, 1773.



nur wenig von den umgebenden Landschaften und Häusern zu sehen ist, wird klar, daß dieser Garten ein streng umzäuntes, geometrisches Kunstgebilde ist, das sich vom Naturchaos der Wälder und Gebirge und den etwas geordneteren landwirtschaftlichen Strukturen ringsum absetzen will. Eine Mauer sicherte das private Gartengelände vor fremden, ungebetenem Besuchern und wilden Tieren. Es war nur dem Besitzer und seinen geladenen, meist adligen oder vatikanischen Gästen zugänglich.

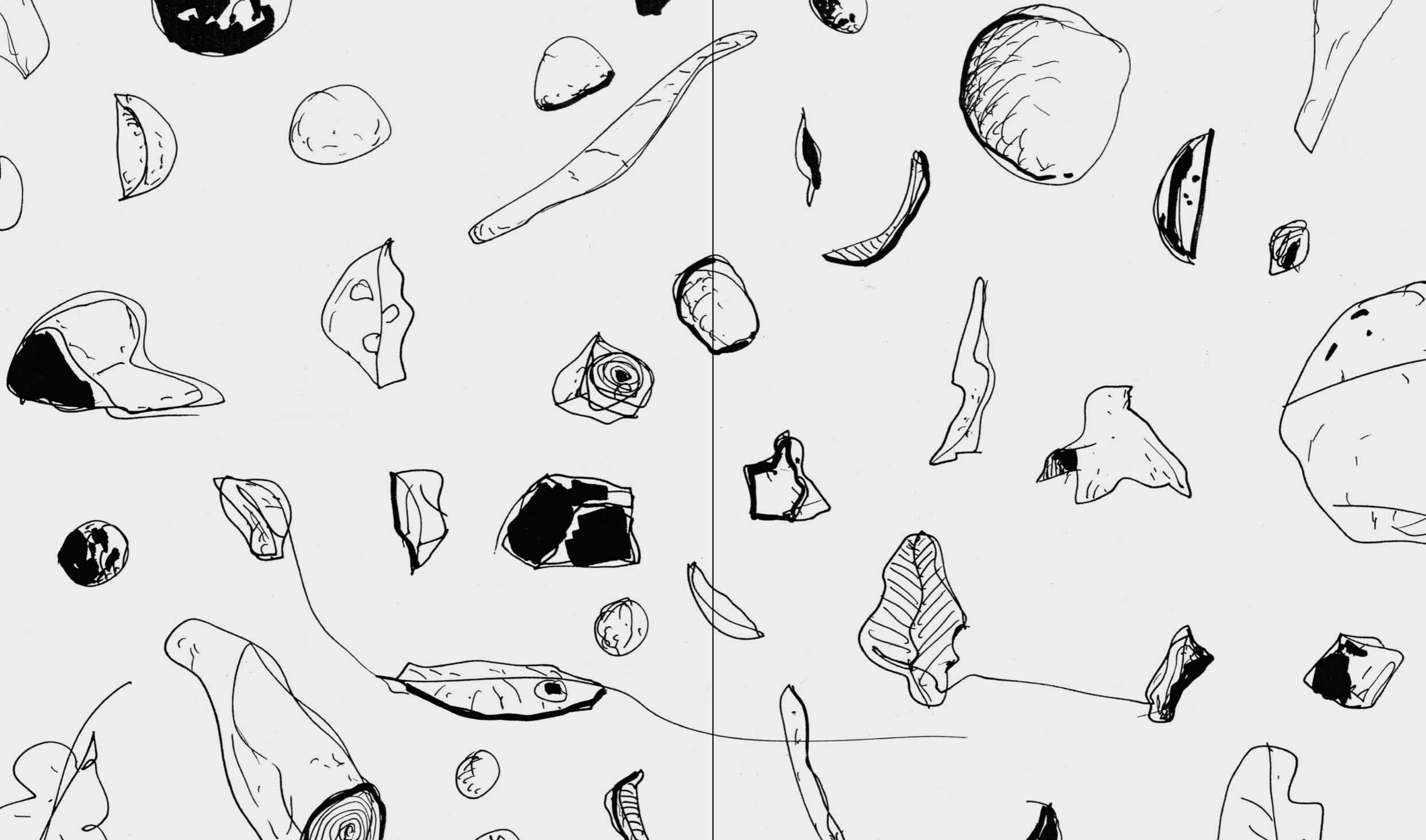
Heute betritt man, wie im 16. Jahrhundert, den Berggarten durch das Schloßportal, die Schloßräume (einst Benediktinerkloster, von Ligorio umgebaut) und über die Schloßterrasse an höchster Stelle. Die gesamte Terrassenanlage, einschließlich zentraler Treppe, führt von hier aus in die Tiefe. Der Fernblick Richtung Nordwesten könnte bis nach Rom reichen, wenn sich die Stadt heute, im 21. Jahrhundert, nicht im Smogdunst verstecken würde.

Auf dem Kupferstich, der in fast jeder Gartengeschichte abgebildet ist, kann man etwas vom frühen Zustand der Anlage erahnen. Damals waren noch alle Wege, Treppen, Rampen, Brunnen, Laubengänge, Labyrinthe, Teiche, Felsen und Skulpturen frei sichtbar. Heute verdecken riesige Zypressen, Pinien und andere, teilweise uralte Baumarten den Durchblick. Der Garten hat sich längst in einen duftenden, schwer zu zähmenden Wald mit mühsam gepflegten Wegen verwandelt. Alle Brunnen werden bedrängt von Gräsern, Farnen und Efeu. Durch starke Bemoosung haben sie sich in scheinbar gewachsene Naturprodukte verwandelt.

Jeder, der wie ich das Glück hatte, hier Tage und halbe Nächte bei künstlicher Beleuchtung (heute natürlich elektrisch, früher mit Fackeln) der Brunnen, Wasserspiele, Wasserbecken, Pinien und Wege zu verbringen, wird für immer verzaubert sein. Nie zuvor wurden Landschaft, Natur, Vegetation, Wasser und Architektur in so theatricalische Märchen-Zustände verwandelt wie hier.

Dabei geschah die Verwandlung vielleicht aus Enttäuschung, Verzweiflung oder frustrierter Langeweile, wie man heute sagt. Denn der Auftraggeber und Bauherr, Kardinal Ippolito II. d'Este, ein Sohn Lukrezia Borgias, wollte eigentlich Papst werden. Aber er scheiterte bei mehreren Konklaven und mußte sich





Suche, Perspektiven, Vorschläge und Utopien. Gartenbilder. Gartenszenen. Gartenprogramme. Gartenhandlungen

Der Kosmos, die Welt, die Natur, die Landschaft, einschließlich der Städte, Häuser, Straßen, Parkplätze, Gärten und Parks – alles ist da, jetzt, in diesem Augenblick, auch ohne uns, ohne auf uns zu warten. Wir dagegen haben das Gefühl, daß all diese Realitäten, die natürlichen und die künstlichen, von Menschen geschaffenen, erst zum Leben erwachen, wenn wir sie betrachten oder wenn wir an sie denken. Die subjektiven Bilder, Gefühle, Gedanken, Beziehungen und Erinnerungen entstehen nur in unseren Köpfen und Vorstellungen. Von außen ist unser Inneres nicht sichtbar. Im Verschmelzen, ineinanderfließen der beiden Welten, ereignet sich unser tägliches Leben. Wir sind das gefühlte Zentrum, der einzige wirklich vorstellbare Fluchtpunkt.

Die zynisch-teilnahmslose und ablehnende Härte der Realität besteht darin, daß sie uns nicht benötigt, daß sie uns ignoriert, daß sie von uns (mit Ausnahme von Reklameobjekten) nicht gesehen werden will. Wir sind überflüssig, vielleicht störend. Heute gar zerstörend.

Natur und Landschaft (auch Architekturen und Städte) wenden sich uns zwar mit ihren Oberflächen zu (senden quasi Bilder aus), dienen uns als Lebensgrundlage, Wohnort, Bühnenbild und Bewegungsraum, aber in Wirklichkeit könnten sie auch ohne uns da sein und leben.

Ob je eine friedlich-neidlose, passive und damit konkurrenzlose Harmonie zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Ich und Natur, zwischen Leben und Lebenlassen, zwischen Sehen und Gesehenwerden existierte, wissen wir nicht. Ob wir mit diesem möglicherweise vegetativen und bis zu einem gewissen Grad animalischen Urzustand jenes verlorene Paradies umschreiben könnten, von dem hier so oft die Rede ist, wissen wir ebenfalls nicht. Mag sein, daß die »Vertreibung« tatsächlich in dem Moment einsetzte, als wir den Apfel vom »Baum der Erkenntnis« gegessen haben, als wir aus der harmonischen Einheit mit der Natur ausgetreten sind, uns als aktive Subjekte ihr gegenübergestellt haben und begannen, die Naturwelt auszubeuten und sie mit träumerischen Idealen – Mythologie, Religion, Kunst, Kultur, Gesellschaft, Architektur, Landschaftsgestaltung – zu überhöhen. Seither sind wir Fremde, Vertriebene, Heimatlose und haben unsere animalische Naturzugehörigkeit verdrängt. Der einzige Bereich, in dem sie immer wieder mit fast vulkanischen Kräften aufbricht und uns an den Ursprung des Lebens erinnert, ist die Sexualität.

Was mit einem Feigenblatt begann, wurde zur Kleidung, zur Verkleidung und damit zur Verhüllung der Wahrheit. Die Scham überwog und die Vorgänge der Sexualität wurden im Verborgenen vollzogen. Vom nackten Körper durfte öffentlich nur wenig gezeigt werden. In allen muslimischen Ländern ist es bis heute verboten, nackte Skulpturen (auch aus dem klassischen Griechenland) auszustellen.

Dafür explodierte unser Wissen, in Gehirnen, unter Schädeldecken, Haaren und Kopfbedeckungen versteckt. Geistige Ebene legte sich über Ebene, Erkenntnis über Erkenntnis, Bild über Bild. Risse taten sich auf und Distanzen wurden immer größer. Unsere Vorstellungswelt entfaltete sich – von Generation zu Generation weitergegeben – wie eine imaginäre Blase, mit Bilderstrudeln, Beweisen und Theorieversuchen. Niemand wußte mehr, wie jene harmonische Geborgenheit wieder zu erreichen ist. Wir waren keine instinkt-gesteuerten Naturwesen mehr, sondern Wesen, die Dinge, Realitäten, Natur und das eigene Ich wie fremde Welten studieren und einordnen mußten. Erst wenn jedes Atom zerlegt, jedes

Wenn nicht anders angegeben, stammen die in der Folge gezeigten Arbeiten von Hans Dieter Schaal.

S. 206/207

73. Naturformen im Fluß der Zeit. Wie entstanden sie? Warum sehen sie so aus, wie sie aussehen? Sie alle tragen die Gene des Anfangs (und damit des Paradieses?) in sich, wie wir Menschen auch. Als Betrachtungsobjekte und Anregungsquelle sind sie unerschöpflich. Zeichnung, 2018.

74. Traumgärten: See mit Kahn im Zimmer-Zeichnung, 2016.

75. Verschneite Kopf-Silhouetten im Wald. Collage, 2016.



Molekül mit Formeln bestimmt und mit Zahlen beschrieben werden kann, erst wenn Logik in unseren Gedanken und Begründungen aufscheint, glauben wir, glücklich unserem Ziel nähergekommen zu sein. In Wirklichkeit haben wir uns – wie beim pubertierenden Verlassen der Kindheit – immer weiter vom ursprünglichen, unwissenden Paradieszustand entfernt.

Die Natur läßt zwar Zahlen und Formeln zu, arbeitet jedoch bei ihrem eigenen Wirken wahrscheinlich ohne Abstraktionen und Theorien. Naturkräfte sind zwangsläufig einschließende, ineinanderfließende Wirkungswolken. Ob es so etwas wie eine Mitte, eine zentrale Kraft gibt, wissen wir nicht. Wenn sich diese Kraft gar als ein alles aufsaugendes »Schwarzes Loch« entpuppt, sind unsere Perspektiven düster.

Vieles deutet darauf hin, daß die geniale Grundidee der Evolution und der daraus resultierenden Metamorphosen aus dem Prinzip der Gegensätzlichkeit lebt: positiv und negativ, männlich und weiblich, hell und dunkel, kalt und warm, innen und außen, Tag und Nacht, Materie und Nichtmaterie, Punkt und Fläche, Abstoßung und Attraktion (Gravitation), Energie und Geschwindigkeit, Liebe und Haß, Leben und Tod, glühende Sonnen und Schwarze Löcher.

Die letzten Wahrheiten kennen wir nicht, werden wir wahrscheinlich nie erfahren. Die Verschlüsselungen sind zu rätselhaft. Natur, Landschaft und Kosmos schweigen. Sie wollen ihre Geheimnisse und letzten Wahrheiten nicht preisgeben. Unsere menschlich-wissenschaftlichen Erkenntnisse, Beschreibungen und Benennungen werden passiv und kommentarlos geduldet. Genauso schwiegend und kommentarlos werden wir alle irgendwann von der Natur mit unserem Tod aus dem Verkehr gezogen. Unser Erscheinen auf der Welt, unser Suchen nach den letzten Wahrheiten und nach dem verlorenen Paradies waren nur kurze, völlig unwichtige Episoden im kosmischen Geschehen, das irgendwann, in Jahrtausenden, in Staub und glühenden Gaswolken enden wird.

All diese deprimierenden Umstände, die uns im Grunde zu Passivität und Bescheidenheit verführen könnten, erzeugen das Gegenteil: Die Suche wird heute von Millionen Menschen und Forschern global fortgesetzt, die Baustelle wächst und wächst. Neue Medien führen zu ungeahnten Explosionen, in neue Welten und neue Dimensionen.

Der Boden schwankt, die Oberflächen lösen sich auf und werden zu Pixeln. Wir erleben den epochalen Schritt in die Künstlichkeit: Fragen und Realitäten verwandeln sich in mediale Bilder, in künstliche Intelligenzen, in Rechner- und Roboterwelten. Waren sie schon immer vorhanden, nur bisher unsichtbar? Gibt es darüber hinaus noch dritte, vierte oder gar fünfte Dimensionsrealitäten? Die Welt hinter der Welt, über der Welt, unter der Welt? Wie in Science-fiction-Romanen und -Filmen?

Was wäre, wenn sich unser, wie immer geartetes Paradiesbild jetzt ganz in die mediale Welt verlagert hätte? Eine erfreuliche oder deprimierende Entwicklung? Auf den Wohnzimmerbildschirmen flackert nicht mehr nur gemütliches Kaminfeuer, jederzeit lassen sich auch Aquarien, tropische Unterwasserwelten mit bunten Fischen in Korallenriffen, romantische Wälder, Gärten, Parks, Gebirge, Wüsten und Eislandschaften herbeizaubern. Irgendwann gelingt es uns vielleicht tatsächlich, Vergangenheit sichtbar zu machen, damit auch den Anfang und die Paradiesinsel von Adam und Eva.

Wir sehen die echte Evolution und die fiktiven Bilder, wir sind die Empfangsstationen. In uns blühen die neuen Welten und Weltmischungen auf. Was haben sie für Auswirkungen auf unsere Alltagsleben, auf unsere Realitätswahrnehmung, unsere Träume und unsere Paradiesvorstellungen?

Haben heute die Medien mehr Macht über unsere Bilder der Welt, der Landschaften, der Natur, der Gärten und unserer Vorstellung vom verlorenen Paradies als individuelle Erfahrungen? Verändert sich unser Verhältnis zu Realität und Natur zunehmend? Haben all diese Entmaterialisierungen mit der Tendenz zu leicht manipulierbaren, damit verfälschbaren und verfälschten »Wahrheiten« (Stichwort: Fake News und Werbung) die Übermacht?

Es ist keine Neuigkeit, wenn ich feststelle, daß wir in revolutionären Umbruchzeiten leben. Aber die Frage, wo wir uns mental, gefühlsmäßig, räumlich, körperlich, passiv oder aktiv innerhalb (oder außerhalb) der aktuellen Beeinflussungssintflut positionieren, muß jeder für sich selbst beantworten und entscheiden (sofern er die Freiheit dazu hat).

Entweder wirft man sich hemmungslos in die medialen Fluten, surft und schwimmt in den äußerlich unsichtbaren Wellen und Welten mit. Die Folge: Man lebt nicht mehr hier, in dieser Stadt, in dieser Wohnung, in dieser Landschaft, in diesem Land, auf dieser Erde.

Die radikale Alternative kann nur im Abschalten aller Geräte, im Austritt aus der medialen Welt bestehen. Aber wer wagt heute, in der Phase der totalen Vernetzung, diesen Schritt? Wer kann ihn sich leisten?

Wer als Medien-Dauerbenutzer gesund bleiben und den Kontakt mit der Realwelt nicht verlieren will, muß eine Mischung aus beiden Extremhaltungen anstreben. Morgens, abends und am Wochenende können Spaziergänge und Joggingrunden im Stadtpark oder durch nahegelegene Wiesen und Wälder für Ausgleich sorgen. Manfred Spitzer beschreibt die drohenden Gefahren und Gegenstrategien in seinem aktuellen Buch *Einsamkeit – Die unerkannte Krankheit*:

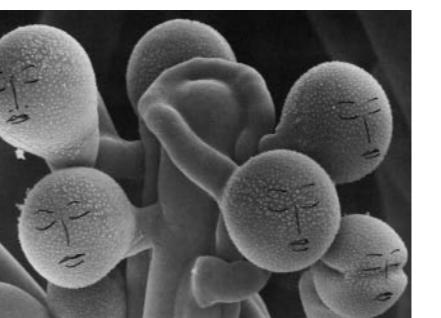
»Wenn wir uns in die Natur begeben und uns wirklich auf sie einlassen, dann fühlen wir uns besser gestimmt, haben unsere Emotionen besser im Griff, können uns wieder besser konzentrieren, fühlen uns weniger gestreßt und anderen Menschen näher verbunden. Wir bringen mehr Mitgefühl auf und sind großzügiger. Wer sich mit der Natur verbunden fühlt, kann sich besser in einen anderen Menschen hineinversetzen und verhält sich gegenüber wohlwollender.«

Man könnte sagen: ein alter Hut, denn schon Landschaftsarchitekten wie Lenné und Sckell waren – lange vor den medialen Zeiten – der gleichen Meinung. Damals trieben Fabriken und Büros alle Arbeiter und Arbeiterinnen in jene Entfremdung, die für Karl Marx das Hauptübel der kapitalistischen Welt darstellt. Law Olmsted, Schöpfer des New Yorker Central Parks, formulierte es mit einer Frage:

»Gibt es Zweifel, daß es den Menschen gut tut, auf diese Weise (im Central Park) in frischer Luft unter dem Licht des Himmels zusammenzukommen und daß dies einen direkten, den gewöhnlichen harten Arbeitsstunden des Stadtlebens entgegenwirkenden Einfluß hat?«

Selbst die intensivsten Medienarbeiter wünschen sich – vielleicht neben einer einzigen, erholenden Stadtparkwanderung im Monat – manchmal, allein, mit der Freundin, dem Freund oder mit der Familie, eine Urlaubsreise. Mit diesem realen Ausflug wollen sie die medial gesehenen Bilder überprüfen und selbst mit eigenen Augen und eigenem Körper, wenn auch nur für wenige Wochen, eintauchen in die (angeblich) tatsächlich existierenden Paradiese.

Vorher werden, gemeinsam mit dem Partner, der Frau und den Kindern (sofern sie nicht längst ausgezogen sind), die Angebote der Tourismusveranstalter im Internet, in Katalogen oder Zeitschriften studiert. Die Auswahlmöglichkeiten sind heute überreichlich, fast inflationär. Für jeden Geschmack, Geldbeutel und Kontostand ist etwas dabei.



76. Garten des Anfangs im Eizellenformat. Collage, 2006.

77. Wassergarten mit einer großen, rollenden und belebten Luftblase. Realität und Fiktion vermischen sich. Collage, 2015.

Beim Blick auf die malerisch-bunten, verführerisch-schönen Photos träumen die planenden Betrachter von einem temporär begrenzten, zweiten Leben in einer schönen, sonnigen und angenehmen Landschaftszone, die zumindest (gemäß Werbesprüchen) die Tendenz zu einer »irdischen Paradiesnachbildung« hat, am Mittelmeer, in den Alpen oder weiter entfernt in der Südsee. Angebote leuchten: Die 100 schönsten Hotels in Europa 2018: La Palma, Karibik-Karneval, Perth, Stopover, Wipptal, Winterreise Skizirkus? Sri Lanka, Biarritz, Falun, Seiser Alm, Tuxer Alpen, virtuelle Wildnis, Qatar – Kultur in der Golfregion, Strandresorts, wo das Mittelmeer Südsee spielt? Sommerparadiese, Ferienparadiese. Best of Fernreisen, British Columbia, Papua-Neuguinea, Harlem, Thailand, Tokio, Namibia, Arizona ... AZUR – Kreuzfahrten für Sie erlebt! Die neuen Stars der Kreuzfahrt! Der Wahnsinn! 2018: Der große Überblick der sensationalen Schiffe! Mittelmeer, Kanarische Inseln, Südamerika, Kuba, Karibik, Hawaii ...

Zurückgekehrt, auf dem heimischen Balkon oder auf der eigenen Terrasse unter dem Sonnenschirm sitzend, ein Glas kühles Bier in der Hand, glühen die Erinnerungen nach. Ob das eigene Lebensziel in Zukunft darin bestehen sollte, für immer in dieses irdische Beinaheparadies umzusiedeln? Oder muß die Beobachtung der eigenen Bilddokumente (Photos und Filme), Fernsehbeiträge über fremde Länder und der Angebote im Internet genügen? Wer es sich leisten kann, denkt vielleicht ernsthaft über einen Zweitwohnsitz am tropischen Sandstrand unter Palmen nach.

Wenn es draußen dunkel geworden ist und Schnaken um den Kopf schwirren, bevorzugt der Familienvater vielleicht das altgewohnte Einschalten des Fernsehgeräts. Und siehe da: Ein schöner bunter Wochenendfilm mit »Traumschiff« oder »Traumhotel« nimmt ihn, gemeinsam mit der Ehefrau (die Kinder rümpfen darüber die Nase und spielen lieber an ihren Computern oder I-Phones) wieder mit auf die Reise. An der Reling wird geplaudert, Probleme tauchen auf, werden von der Chefstewardess gelöst, verschwinden hinter Kabinentüren oder gehen mit der glutroten Sonne am Horizont unter. Das blitzblanke, schneeweiße Film-Kreuzfahrtschiff (mobiler, schwimmender Paradiesersatz) zieht vertrauensvoll und sicher seine Bahn weiter durch die blaue Südsee. Gewitter, Sturm, Regen oder gar Tornados und Tsunamis gibt es in dieser irdischen Paradieswelt nicht. Auch keine Kakerlaken, Spinnen, Ameisen, Läuse, Flöhe, Moskitos oder andere Mücken. Der Kapitän ist ein guter, verständnisvoller Herrscher (Märchenfürst) über seinen sauberen kleinen, ach so gesunden, schwimmenden Musterstaat.

Wer sich erneut auf diese medial-fiktiven Träume einläßt, ist wohl versorgt in seiner Gefühlswelt mit den üblichen Happy-End-Gedanken. Wer die Dosierungsmischung beider Welten, der nüchtern-realnen Arbeitswelt und der fiktiv-traumverklärten Wochenendwelt, in ausgeglichener Balance hält, kann den harten Alltag mit Büroarbeit noch ein paar Jahre oder Jahrzehnte ertragen.

Jedem Übertreiber, der sich ganz der Fernseh- und Internetwelt, jedem Nerd, der seine Tage nur noch vor dem Laptop und am I-Phone verbringt, droht das endgültige Abhandenkommen der realen Welt. Halbblind tastet er oder sie sich durch Wohnung und Hausflur, halbblind geht er oder sie einmal in der Woche zum Einkaufen oder bestellt sich, wie jeden Tag, eine Pizza am Abend. Diese Menschen bewegen sich kaum noch, tragen dicke Brillen, vergessen Tages- und Nachtzeiten, vergessen Stadt und Natur, werden fett und fetter. Irgendwann können sie sich nicht mehr bewegen, verschmelzen einsam und verlassen mit ihren Geräten und verschwinden endgültig in den medialen Welten, die aussehen wie unsere nächtlichen Träume.



Isolation, Einsamkeit und Depression lauern in den realen, weichen Kissen der Sessel und Sofas. Wer mit Alkohol oder anderen Drogen den Realitätsverlust über-tünchen oder seine abgestorbenen Gefühle wiederbeleben will, driftet endgültig in die auswegs- und aussichtslosen Wartezimmer des Todes ab.

Eine Möglichkeit für Städter, sich – außerhalb von Landschaften, Parks, Gärten und purem Shopping – mit realer Kultur, Geschichte und Kunst zu beschäftigen (und der drohenden Isolation entgegenzuwirken), besteht darin, Museen, Kunstmuseen, Museen für Naturkunde oder ethnologische Museen (heute gern »Weltmuseen« genannt), Stadtmuseen, Kunstvereine, Freilichtmuseen, Themenmuseen aller Art, archäologische Ausgrabungen, Friedhöfe, Theater, Opernhäuser und Kinos zu besuchen.

Alle diese Orte regen, neben körperlicher Bewegung, dazu an, über das Leben, die Kultur, die Kunst, über die Geschichte der Stadt, des Landes, der Welt, über alte und neue Ideale, über das eigene Ich und über die Zukunft nachzudenken. Durch Kindheit, Schule, Erziehung, Bildung und vor allem durch Sprache sind wir in eine Kultur hineingewachsen, die wie ein großes Haus mit Garten empfunden werden kann. Und dieses Haus muß ständig besucht, bewohnt, besichtigt, gepflegt, repariert, an- und umgebaut werden. Fremde Einflüsse können als Bedrohung oder Bereicherung empfunden werden.

Meine Idee besteht – wie am Stuttgarter Beispiel »Kunstgebäude und Oberer Schloßgarten« beschrieben – darin, all die erwähnten öffentlichen Orte und Institutionen, die bereits existieren, mit neuen Ideen und Themen, einschließlich neuer Gärten, zu erweitern und zu ergänzen. Ganz allgemein muß der Begriff »Kultur« und »Kunst« in diesem Zusammenhang neu definiert werden. Ich gehe nicht so weit wie Joseph Beuys und sage: »Alles ist Kunst!« oder »Alle Menschen sind Künstler!« Ich sage nur: Ein revolutionäres Umdenken im Sinne von Öffnung ist notwendig. Dieses Vorgehen umfaßt alle künstlerischen Ausdrucksmedien: Literatur, Poesie, Philosophie, Kunst (Malerei, Bildhauerei, Environments, Happenings), Ausstellungen, Ausstellungsgestaltung, Musik, Theater, Oper, Musical, Bühnenbild, Konzert, Ballett, Film, Fernsehen, Set-Design, Graphik, Medien, Architektur, Gartenkunst, aber auch Alltagswelten wie Mode, Werbung, Jazz, Rock, Pop und Schlager-Unterhaltungsmusik. Die Isolationen der einzelnen Disziplinen haben einen Umfang angenommen, der unerfreulich ist. Museen sind zu vollklimatisierten, gut gesicherten Tresoren verkommen, die nur noch große Wertschützen müssen. Thematisch und kultur-kommunikativ gibt es kaum noch Verbindungen zum Publikum. Deswegen ist es nicht verwunderlich, daß manche Künstler und Künstlerinnen heute das dubiose Schamanentum entdecken, um mit Museumsbesuchern über Entspannungs- und Meditationsübungen den verlorenen Kontakt wieder aufzunehmen. Kunst als Heilmittel.

Das ist in postreligiösen, sinnentleerten und leistungsorientierten Zeiten zwar ein verständlicher Weg, aber nur einer von vielen. Wichtig scheint mir bei allen Veranstaltungen und Ausstellungen, die Wahl von konkreten Themen zu sein. Nur so ist die Abkehr vom Beliebigen, meist völlig unverständlich Subjektiven, zu erreichen.

Ob dabei Gesamtkunstwerke entstehen oder nur fragmentarische Bild- und Erzählinseln, die Realität reflektieren, erklären, kritisieren oder gar utopisch weiterdenken, bleibt offen. Wichtig dabei ist immer der Spiegeleffekt: Die Besucher müssen sich innerhalb aller Bild-, Raum- und Tonerfindungen auch selbst erkennen. Das Geheimnis aller erfolgreichen Kunsterfindungen besteht in der beseßtigenden Verherrlichung des Betrachters. Ja, so möchte ich auch sein, ja, genauso empfinde ich, das Gefühl war in mir und klingt jetzt, angestoßen durch das

78. Waldgarten. Erinnerungsszene an Adam und Eva in fortgeschrittenem Alter zwischen Baumstämmen. Collage, 2016.

Kunstwerk, laut und deutlich in meiner Seele (was immer das ist) an. Berühmte Melodien, bis hin zu Operetten und Schlagern, klingen so, als wären sie von uns selbst komponiert worden. Wir erinnern uns, wir werden bestätigt und eingelullt wie von einem Wiegenlied. Wiederholung des ewig Gleichen.

Demnach: Nicht in der Verschiedenheit (Individualismuswahn) liegt die Wahrheit, sondern in der Gleichheit. Alle Menschen, egal in welchen Kulturen, träumen – vielleicht – in Wirklichkeit den gleichen Traum.

Ich stelle mir an den neuen Orten, in den neuen Kunstmärkten, weniger perfekte Marmortempel, Götter aus Gold und gemeißelte Gesetze vor, vielmehr Baustellen mit Fragecharakter, kreative Labors und Werkstätten, Ateliers und Versuchs-orte, die mit immer neuen Bildvorschlägen und Frageprozessen auf die aktuellen Verunsicherungen, gleichzeitig aber auch auf die stets gleichbleibenden Antworten, eingehen. Dazu gehören Themen wie das politische System (Demokratie der Zukunft?), Freiheit (wieviel Egoismus, Liberalität, Toleranz und Offenheit verträgt eine Gesellschaft?), eigene und fremde Kulturen, Fragen nach sozialem Verhalten, nach alten, toten und lebendigen Religionen, nach Psychologie, nach Krankheit und Gesundheit, nach Kunst ganz allgemein und nach vorherrschenden Idealen. Realismus gegen Träume. Alle übertriebenen Ideale (auch Religionen) waren und sind gefährlich, kriegstreibend, tödlich. Brauchen wir Träume und Utopien tatsächlich? Ab wann sind sie falsch? Was denken wir über Revolutionen und Kriege? Stellen Kriege den Normalzustand unter den Menschen dar, und müssen Friedenszeiten hart erkämpft werden? Wissenschaftler und Künstler begegnen sich und diskutieren darüber. Versuchsanordnungen von beiden Seiten. Ihre unterschiedlichen Denkweisen prallen aufeinander: logisches und assoziatives Denken, lineares und räumlich-wucherndes Denken. Militärs und Pazifisten. Linke, Grüne und rechte Reaktionäre. Fortschrittliche und Konservative. Natur, Landschaft und Gärten: Wo stehen wir heute? Welche Folgen haben die Medien?

Als ideale Orte bieten sich dafür – neben Neubauten – alte oder aufgegebene Museen, Theater, Opernhäuser, Filmstudios, Fabrikgelände, Lagerhäuser, Hallen- und Freibäder oder Flughäfen an. Auch verlassene Klöster oder nicht mehr genutzte Kirchen wären dafür geeignet.

Es gibt inzwischen schon viele Umnutzungen und Institutionsmischungen dieser Art, die als gelungene Vorbilder angesehen werden können: Ich denke vor allem an Kunstmuseen, die in Landschaft eingebettet sind. Etwa das Museum Insel Hombroich bei Neuss, das Louisiana Museum in Dänemark, die Fondation Maeght in Saint-Paul-de-Vence oder der Waldfriedhof im Stockholmer Stadtteil Enskede von Gunnar Asplund (einer meiner Lieblingsorte). Wenn man die kreativen, machmal chaotisch-bunten und märchenhaften Kinderwelten mit einbezieht, sind auch die Disney Worlds und ähnliche Vergnügungsparks nicht zu verachten.

In Deutschland kommt besonders das Museum Hombroich mit seinen Einzel-pavillons von Erwin Heerich meinen Vorstellungen sehr nahe. Allerdings liegt in den strengen, hermetisch-geometrischen Abstraktionen der Baukörper eine Beschränkung, die nicht zwingend notwendig ist. Aber die Miteinbeziehung des Wassers und der Vegetation ist hier dennoch meisterhaft und vorbildlich gelungen.

Es gibt noch viele andere Entwicklungsmöglichkeiten. Die meisten Ausdrucks-zonen zwischen Stadt und Natur, zwischen Kulturgeschichte und Landschaft, zwischen Mythos und Gegenwart, zwischen Fiktion und Realität, zwischen Kunst und Architektur, zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Leben und Gärten werden bisher nicht voll ausgenutzt, ausgeschöpft und ausgereizt.

